



M. KOZJUBINSKI

FATA MORGANA

WYDZIAŁ NAZEMNY WYDAW



M. Kovodunsky

M. KOZJUBINSKI



FATA MORGANA



*Staatsverlag
der Nationalen Minderheiten der USSR
Kiew — 1938*



ERSTER TEIL



Als Andrij Wolik am Hauptgebäude der abgebrannten Zuckerfabrik vorbeiging, flatterten die Krähen krächzend von den Mauerruinen, während Mörtel- und Ziegelstücke ins Innere des Gemäuers herunterrasselten. Obgleich die Zuckerfabrik schon längst außer Betrieb, zerfallen und mit Gras überwuchert war, hörte man in ihren leeren Gebäuden hin und wieder Geräusch, als ob der Lärm der Maschinen und der Arbeiter in der alten Wohnstätte geblieben wäre. Als Andrij an Haufen zerbröckelter Ziegelsteine, weißen, halb von jungem Unkraut überwucherten Kalkflecken, angefaulten, morschen Rinnen und schwarzen Löchern — den Fenstern, aus denen etwas herauszulugen schien, vorbeiging, erinnerte er sich der Vergangenheit. Irgend eine Schiene, die im Grase wie eine kriechende Schlange glänzte, oder ein gußeisernes Rad, das bis zur Hälfte in die Erde eingesunken war, riefen vor seinen Augen das Bild des regen Treibens in der Fabrik wach, und er sah sich selber an den kleinen Wagen mit Zucker oder neben der Maschine. Damals bekam er dreizehn Rubel... monatlich!...

— Ja, das war mal eine Zeit, gnädiger Herr! — sagte er laut zu sich selbst und streichelte den weißen Schnurrbart.

Andrij lenkte seine Schritte zur alten Ulme, die auf dem Gipfel des Hügels stand. Von dort stiegen die Fabrikbauten nach unten hinab.

Zu Andrijs Linken erglänzte in der Sonne im silbernen Geriesel der Teich, als würden drin Fische baden, und hinter ihm, auf einem anderen Hügel, lugte die Kirche zwischen Bäumen hervor. Hinter der Ulme breitete sich eine große grüne Wiese aus, über die sich ein blaues Flübchen schlängelte. Bach- und Korbweiden wallten wie graugrüner Nebel über die Wiese und verdeckten hier und da das Wasser. Am Horizont, in fernen Dörfern schimmerten weiß die Glockentürme.

Es war ein sonniger Sonntagmorgen vor dem großen Fasten. In den Kirchen wurde geläutet. Ferne Glockenklänge tönnten leise und melodisch in der klaren Luft, und es schien, als klänge das Gold der Sonne.

Andrij schaute die Schutthäufen an und wiegte freudig den Kopf.

— Na, so wird das schon nicht lange weitergehen!... Sobald sie es in ihre Hände nehmen, werden sie bald vollen Dampf geben....

„Sie“ — das waren Deutsche oder Tschechen, vielleicht auch Juden, die vor sechs Jahren gekommen waren, um die abgebrannte Zuckerfabrik zu besichtigen. Obwohl sich nachher schon niemand mehr um die Ruinen gekümmert hatte, verlor Andrij doch nicht die Hoffnung, daß bald, bald die Herrschaften wiederkommen. Ordnung schaffen und die Fabrik in Gang bringen werden.

Jetzt war er aber völlig davon überzeugt, denn der Hirt des Gutsbesizers, Choma Guds hatte ihm diese Neuigkeit zugeflüstert. Obwohl Choma nur das Vieh hütet, steht er dennoch näher zu den Herrschaften, da er beständig um sie herum ist. Es wird, es wird eine Fabrik da sein!...

Denn sonst, „gnädiger Herr“, kann der Mensch jetzt direkt umkommen: kein Erwerb, Land hat einer nie im Leben besessen, Miete muß man zahlen, ringsum Elend, aber man muß doch essen! Na, und so ein elender Flecken Land, das ist auch ein großes Glück!... Da rackert sich der Mensch auf seinem Landfleck ab, und ist dabei selbst schwarz wie die Erde... Und ißt nicht besser wie der, der nichts hat... Das sind mir auch Wirtel!...

Andrij spuckte verächtlich durch die Zähne.

Eine Fabrik, das ist schon ganz was anderes. Da brauchst du dich weder vor der Dürre, noch vor Regen zu fürchten. Reine, gleichmäßige Arbeit. Wenn die Zeit um ist — komm und bekomme dein Geld...

Er trank damals auch Bier... Für bares Geld... Reines, goldgelbes, kaltes Bier... Pfui! Das Wasser läuft einem im Munde zusammen...

Er hegte die Hoffnung: Hafijka wird heranwachsen, wird in der Fabrik angestellt sein. Wo hätte sie so viel verdient?!... Und hätte sich auch schneller verheiratet. Freilich... Dort ist doch eine Menge Leute — es hätte sich einer gefunden, der um sie gefreit hätte. Ein Maschinist oder ein Schlosser... Die Alte soll weder sich, noch dem Mädchel den Kopf verdrehen: ein reicher Wirtsohn wird kein armes Mädchen nehmen, — jetzt sind nicht die Zeiten dazu... Jawohl...

Seine Gedanken webten weiter. So leicht, so durchsichtig, wie die Frühlingsluft....

Es gibt keine Ruinen mehr. Überall neue Häuser. Das Dröhnen der Maschinen, das Zischen des Dampfes, das Menschengedränge, eine ganze Hölle der Arbeit. Alles rührt sich, alles lebt, alles ist so anlockend. Und er fühlt Kraft in seinen Händen, und spürt im Munde den Geschmack von kaltem Bier.

Die letzten Glockentöne erstarben in der Luft. Das Volk strömt aus der Kirche. Vom Berge bis zum Damm bewegt sich langsam eine Menschenwolke. Die Bauernstiefel stampfen, die Kleidersäume rascheln und die Bänder der Mädchen flattern im Winde.

Da geht Malanka. Klein, hager, schwarz, in reinem Hemde, in einer schäbigen Switka*. Andrij sieht ihr Gesicht nicht, doch weiß er, daß ihre Augen gesenkt und die Lippen zusammengekniffen sind. Wir sind wohl arm, doch ehrlich. Obwohl wir von unserer Hände Arbeit leben, ist auch für uns ein Platz in der Kirche da. An ihrer Seite — Hafijka. Wie ein junger Pfropfreis aus dem

* Oberhemd, Jacke.

herrschaftlichen Garten. Unter Andrijs Schnurrbart huscht ein Lächeln. Er weiß, daß es im Dorfe kein schöneres Mädchen gibt. Sie geht ins siebzehnte Jahr, gerade vom Philippstage.

— Ha-ha-ha! Hier hält er also den Gottesdienst ab. 'Tag!.....

Die grobe Stimme kommt von unten und das alte hartlose Gesicht des herrschaftlichen Hirten Choma Guds lugt hinter einem auffälligen Zaune hervor.

— Und Ihr glaubtet gar wo? Gebe Gott...

— Den Teufel würde ich hier sitzen, — da ist's bei Mendel schon besser... Der alte Ziegenbock hat gestern frisches Bier gebracht, wenn er nur nicht lügt... Ich hab's ihm auch gesagt — wenn's nicht wahr ist, da mag dich, deine Sura und deine ganze Sippe der Henker holen!

— Kaufe es doch, dann werden wir schon kosten, wie es schmeckt..)

— Ihr sollt mir alle krepieren, sagte ich, so wahr, wie ihr kein frisches Bier verkauft... Was glaubt Ihr denn, ich werd' es nicht kaufen? — Kommt, wollen wir eins trinken, hol ihn der Kuckuck....

— Ihr werdet es kaufen? Und wie wird 's denn mit den Ochsen sein? Der gnädige Herr soll sie wohl selber hüten?...

— Meinetwegen mögen sie ihm bis abends krepieren. Er denkt wohl, hol ihn der Henker, daß ich auch am letzten Sonntag vor dem großen Fasten das Vieh auf die Weide treiben werde? Platzen wirst du, eh du das erlebst... Ich hab Euch was zu sagen...

— Nun? Nun?

— Kommt mittags zu Mendel, dann sag' ich's...

— Nun, nun!

— Wir werden plaudern, Bier trinken, zum Teu... — Das Ende des Satzes verhallte hinter dem Zaun.

* * *

Andrij eilte nach Hause. Vor ihm lag der bereits staubige Weg, obwohl es noch Vorfrühling war. Am

Wegrande schimmerte weiß seine Hütte, die sich wie es schien irgend wohin aus dem Dorfe begeben wollte und stehen geblieben war, um auszuruhen. Den Weg entlang schleppten sich Leute einher mit Stöcken in den Händen, mit Bündeln bepackt. Da brachte Hafijka einem von ihnen Trinkwasser. Sie bleiben stehen und unterhalten sich. Noch ein Haufen Menschen kommt heran... Noch einer... Sie kommen und gehen weiter. Und jener steht. Hoho! Das ist ja ein ganzer Flug Kraniche. Sie gehen und gehen. Irgendwohin nach Taurien oder nach Kuban. Schau mal einer, Wirtssöhne, Ackerbauer... Ihr eigenes Land verlangt Arbeiterhände, sie aber gehen auf und davon... Was sollen sie auch alle beisammen auf ihren elenden Landflecken anfangen? Ihr habt euch zu sehr vermehrt. Da müßte der Krieg oder die Cholera eingreifen. Die einen ziehen aus dem Dorfe fort, die andern kommen ins Dorf gezogen, wie dieser Marko Guschtscha, den man neulich ins Dorf als Arrestanten brachte... Der „gnädige Herr“, bekam in Odessa in der Fabrik siebzehn Rubel monatlich und begann zu meutern. Man soll ihm mehr Lohn geben, er hat viel zu viel Arbeit, kurz — die Obrigkeit sagt ihm was, und er sagt wieder ganz was anderes... Na, willst du's nicht, da hast du's eben: sie haben ihn durchgepeitscht und dann ging's unter Polizeiwache nach Hause... Der Aufwiegler sollte mir nur kommen...

Der dort steht aber noch immer. Mit wem plappert sie denn so lange? Vielleicht ist's Prokip Kandsjuba? Freilich, er ist's. Da ist Malanka vor die Schwelle getreten, und hat sich wieder zurückgezogen... Mag das Mädels mit dem Wirtssöhne* sprechen... Paß nur auf, vielleicht wird er um sie anhalten. Ha-ha!... Na und ob!...

Andrij kam an die Hütte heran. Die schiefe, baufällige Hütte mit schwarzem Dach und weißen Wänden stand zwischen verlassenen kleinen Häuschen mit vernagelten Fenstern, die die Fabrik einst für die Arbeiter bauen ließ, und sah wie etwas Lebendiges und Warmes

* Reichbauernsohn.

zwischen kalten Leichen aus. Um die Hütte herum waren graue, umgegrabene Beete, vom Tor bis zur Schwelle führte ein schmaler Steg.

Dafür waren die benachbarten Gemüsegärten, voll Schmutz und Kehrlicht; vorjährige Stoppeln sträubten sich auf der unbebauten Erde und auf den schwarzen Ruinen saßen immer Raben.

Andrij traf Malanka, sie sah sanftmütig und freundlich aus, wie sie es stets nach dem Gottesdienste war. Sie wird ihn also heute nicht so, wie an Werktagen, schimpfen, sondern mit einem süßen Lächeln und zärtlichen Worten begegnen. Während er von der Seite nach den fest zusammengekniffenen Lippen seiner Frau schielte, warf er mit übertriebener Lebhaftigkeit seinen Rock von den Schultern ab und machte sich wie ein großer Herr auf der Bank breit. Ha! Ist er denn nicht Herr in seinem Hause? Andrij hegte aber die geheime Hoffnung, daß sich alles irgendwie machen und daß die Frau ihn nicht schikanieren wird.

Doch gerade in diesem Augenblick, während Malanka die Schüssel vom Ofenbrett holte, streifte sie ihn mit einem Blick.

— Hast dich gedungen?

„Da, nun fängt's doch an!“ — dachte er, stellte sich aber unschuldig.

— Was?

— Ich fragte, ob du dich in der Ökonomie* gedungen hast.

„O, das verteufelte Frauenzimmer! Sie weiß doch, daß ich dort nicht gewesen bin, und fragt denn doch“.

— Laß mich in Frieden mit dieser Ökonomie... Ich hab jetzt was ganz anders im Kopfe. Guds sagte eben, man werde bald die Zuckerfabrik wieder aufbauen.

— Hör auf Guds, mein Lieber, hör auf ihn, Andrij... Dann wirst du an den Böttelstab kommen, und ich mit dir zusammen....

Sie kniff die trockenen Lippen zusammen und hob

* Herrschaftliches Gut.

die Augen zur Decke empor. Nun? Sie schweigt, weil es eine Sünde ist, am Feiertage zu schimpfen, aber wenn all denen, die von der Fabrik schwatzen, die Zungen gelähmt würden, so wäre das sehr gut. Fabrik hin, Fabrik her, aber wo ist sie denn? Nun, es gab mal eine Fabrik, wer hatte aber einen Nutzen davon? Mendel. Vielleicht stimmt das nicht? Ließ er vielleicht nicht bei Mendel seinen Verdienst? Was haben sie, wovon leben sie? Ihre Hände sind schon von der Arbeit verdorrt, alle ihre Kräfte hat sie aufgeboten, um, Gott verzeih's, nur nicht vor Hunger zu verrecken...

Und sie hielt ihm ihre vertrockneten, schwarzen, bis an die Ellbogen entblößten Hände, die aus Eisen zu sein schienen, vor die Augen.

— Denn der Mann wird nichts verdienen, o, der wird nichts verdienen, mein Lieber. Der denkt bloß an Bier, aber nicht daran, um...

Nun ging es los. Sie predigte zu ihm, ließ ihn beichten, bespritzte, beräucherte ihn und verfluchte ihn so vorsichtig, so zartfühlend, wie es nur Sonntags, nach dem Gottesdienst möglich war, er aber, krebsrot im Gesicht, ließ anfangs alles schweigend über sich ergehen, begann jedoch später auch mit dünner, sich überschlagender Stimme zu schreien.

Schließlich siegte er doch.

— Pfui, pfui, pfui! Dreimal pfui auf deine Erde! Der Teufel soll sie holen! Ich werde mich nicht verdingen, und werde nicht in der Erde wühlen. Sie hat alle Säfte aus mir herausgepreßt und hat mich auf meine alten Tage nackend gelassen. Pfui, nochmals pfui über sie...

Da stand Malanka starr, wie eine Säule, und hob die Hände zum Himmel empor.

— Was sagst du, du Wahnsinniger! Knie nieder und küsse sie.. iß sie, die heilige Erde, sie nährt dich... sie wird dich auch beherbergen, Mann...

Sie stand, weiß wie Kalk, und wirklich eingeschüchtert.

Eine Schwalbe zerstreute die Gewitterwolke. Hafijka kam, hastig etwas am Busen versteckend, ins

Zimmer gelaufen. Dies reine, sorgfältig großgezogene, gleichsam von der Mutter beleckte junge Tierchen, prall wie eine Sprungfeder, mit runden mit goldenen Härchen bedeckten bronzefarbenen Händen und Füßen, diese goldene Frühlingsbiene brachte in die Stube etwas herein, wovon die weißen Wände unter der niedrigen Decke lächelten, die Taube vor den Heiligenbildern sich auf ihrem Faden herumdrehte und aus rotem Papier ausgeschnittenen Kosaken, die an die Wände geklebt waren, die Hände in die Seiten stemmten.

— Mutter, soll ich das Mittagessen auftragen?

— Jawohl Hafijka, trag es auf...

Malankas Zorn legte sich sofort.

— Weshalb drehst du dich in der Stube wie ein Kreisel? So kannst du noch die Schüsseln zerbrechen. In der Kirche hast du dich auch fortwährend herumgedreht und umgeblickt...

— Er war ja garnicht in der Kirche.

— Wer ist's denn „er“?

— Ach, das sagte ich nur so....

— Mädels, was hast du heute? Du hättest ja beinahe die Suppe umgekippt...

— Schrecklich, was da war, erzählte er: Menschen gab's da so viel, wie im Kriege, erzählte er, — eine Unmenge... Und die Berittnen — die drängten immer vor, drückten auf sie. „Geht auseinander!“ — rufen sie. Und jene geben zur Antwort: „Wir rühren uns nicht vom Fleck, gebt uns das, was uns zukommt... Wir stehen für die Wahrheit ein“....

— Wer erzählt denn das?

— Marko... Er ist neulich aus Odessa gekommen.

— Der Guschtscha? Man sagt, er wurde bei einem Diebstahl ertappt, hat im Gefängnis gesessen und wurde dann hierher gebracht, seinem alten Vater zum Troste.

Eine Blutwelle schoß Hafijka ins Gesicht.

— Das ist eine Lüge! Die Menschen lügen. Bei Gott, er hat nichts gestohlen...

— So seid doch still! — rief Andrij. — Wer spricht von Diebstahl? Mir hat's der Feldpolizist erzählt, als

ich zur Post ging. Dieser Guschtscha hat nicht gestohlen, sondern das Volk aufgewiegelt. Solch einer müßte im Gefängnis verfaulen, und nicht frei herumlaufen, sagt der Polizist...

— Vater, man hat dort unrecht mit ihnen gehandelt...

— Was verstehst du davon!... Wenn ich bloß merken werde, daß er hier den Leuten was vorschwatzt und ihnen Bücher liest, — da werde ich ihm sofort die Hände hinter dem Rücken festbinden und ihn zum Polizisten schleppen.

— Was hast du denn gegen ihn... Weißt selbst nicht, wofür...

— Und was geht's dich an? Du, laß mich mit ihm in Frieden, denn sonst, wenn ich was sehe, da...

Jedoch er kam nicht zu Ende: in dem Augenblick, als Hafijka sich bückte, um einen Topf aus dem Ofen zu holen, schlüpfte ein Buch, das sie am Busen versteckt hatte, hervor und fiel zu Boden. Hafijka ließ den Topf stehen, packte das Buch und lief, ganz rot im Gesicht, mit tränenfeuchten Augen blitzschnell in den Flur hinaus. Andrij wandte Malanka einen erstaunten Blick zu.

Malanka aber war schon weder fromm, noch gottesfürchtig. Sie vergaß mit einem Male, daß man Sonntags nicht schimpfen dürfte, und ihre grünen Augen funkelten den Mann an.

Andrij hatte eine gute Zutat zum sonntäglichen Mittagessen, umsomehr, daß Hafijka, so viel man sie auch rief, schon nicht mehr in der Stube erschien.

* * *

Nun, der Herr hat den Sonntag gegeben, damit man sich ausruhen könnte. Malanka setzte sich an der Hausschwelle hin, faltete die Hände im Schoße. Andrij war irgendwohin verschwunden; Hafijka war zum Tanz gegangen und im Hause ist es trübselig.

Die Sonne steht niedrig, so etwa drei Manneshöhen von der Erde; die leeren und vernachlässigten Häuschen

werfen wunderliche Schatten. Der staubige Weg Malanka zu Füßen schlängelt sich ins Feld. Ringsum ist es leer. Die Jugend spaziert auf dem Dorfplatze; die Alten plaudern an den Hoftoren, Malanka aber hat ihre ständigen Besucher — die Gedanken.

O Gott, o Gott, wie kurz ist doch das Leben und wie schwer es zu durchleben ist! Andrij hat sich wieder nicht verdingt. So geht's jedes Jahr. Er sucht nach leichtem Verdienst. „Meine ganze Kraft hab ich umsonst der Erde hingegeben“, sagt er, — „ich will nicht mehr“. Wieder wird er Fische angeln... auf die Post laufen, wenn ihn der Gutsbesitzer schickt, wird mal einen Hasen schießen. Die Leute mähen oder ernten, aber ihr Andrij geht den Weg entlang, die Ledertasche über der Schulter, den Strohhut im Nacken und schwenkt seinen Stock...

Eine Staubwolke wirbelte die Straße auf. Wer fährt denn dort so schnell? Ach, das ist wohl der junge Herr Lolo aus dem benachbarten Gute, der zu den Herrschaften zu Gast kommt. Freilich. Da ist auch Fräulein Tosja... und das buckelige Fräulein Hanna, und der junge Herr Petruß. Die scheckigen Pferde stampfen mit den Hufen und aus der Staubwolke lachen ihr junge Gesichter zu und grüßen sie. Malanka steht auf, verbeugt sich tief, wie vor den Heiligenbildern, und schaut dem Wagen nach, der eine von der Sonne vergoldete Staubwolke aufwirbelt.

Sie alle waren unter ihren Augen aufgewachsen. Und plötzlich hauchte sie von irgendwo der Geruch einer schmackhaften, fetten Suppe an. Sie aß solche Suppe, als sie bei den Herrschaften diente. Das war lange her, fiel ihr aber jetzt wieder ein, da sie nur Kartoffeln zu essen hatte. Malanka setzt sich hin und legt die schwarzen Hände wieder auf die Knie. Dort sind sie schwarz geworden, diese Hände: auf der Arbeit bei den Herrschaften. Als sie acht Jahre alt war, starb der Vater, und als sie zwölf war, da hatte sie schon niemanden mehr, außer der Herrschaften. Von der Mutter war ein alter Kasten zurückgeblieben, ein paar Lumpen und ein geflickter Schafpelz. Das war alles.

Anfangs sieht sie sich in der Erinnerung immer schwarz mit Ruß bedeckt, neben den Schweinen der Herrschaft. Dann nahm man sie in die Stube, sie zerschlug hin und wieder Geschirr, wurde selbst von der Herrin geschlagen und die jungen Herrchen suchten stets mit ihr anzubändeln. Dann wurde ihr befohlen, das Essen für die Dienerschaft zu kochen, und sie kochte es, bis sie eine alte Jungfer wurde. Still und unterwürfig, gehorchte sie allen und weinte in den einsamen Winkeln. Sie weinte, weil sie für Fremde arbeiten mußte, weil sie vertrocknete, ihre Kräfte verlor und niemand um sie warb. Sie weinte, weil sie die Erde, den Gemüsegarten, das Feld liebte und doch einer ganzen Herde gefräßiger Dienerschaft kochen mußte. Ringsum war Erde, schwarze, lockere, fruchtbare Erde, die im Frühjahr üppig, im Herbst reich war, aber niemand rief sie auf diese Erde, niemand von den Wirtssöhnen wollte sie zu einer Wirtin machen. Dann verheiratete sie sich mit Andrij. Wie das geschah, daß sie ihn heiratete, den ewigen Mietling, den alten Junggesellen, den Herumtreiber, der sogar keine eigene Hütte, geschweige denn Land hatte, — wie das geschah — das weiß sie bis jetzt nicht. Elend gesellte sich zu Elend und daraus entsprang Not. Als ob sie das gewußt hätte, denn sie weinte bitterlich auf ihrer Hochzeit.)

An der einen Seite singen Freiwerberinnen, an der anderen — die Brautjungfern, in der Stube schwirrt es, wie in einem Bienenstock, das Hofgesinde guckt zum Fenster herein.

Bei ihr würgt aber etwas in der Kehle, es droht sie zu ersticken, und sie schlägt sich mit dem Kopf gegen den Tisch, schluchzt und wäscht mit Tränen die schon damals schwarzen Hände.

Es war ihr Schicksal, das damals weinte.

Jahre sind vergeblich verflossen, wie ein Blatt auf der Donau....

— Ksch, ihr verfluchten.... Ksch!

Malanka sprang von der Hausschwelle auf und warf einen Erdklumpen nach der Henne. Die Glucke scharrte

mit ihren Küchlein zwischen den Gemüsebeeten; sie gackerte zornig vor Schreck und sträubte ihre Federn. Die gelben Küchlein rollten über die Beete, wie Erbsen, nach allen Seiten. Die vom Lärm aufgeschreckten Krähen flatterten vom Dach der benachbarten Hütte auf und schlugen mit den Flügeln über dem abbröckelnden Dache.

Malanka beruhigte sich und ließ sich wieder auf die Hausschwelle nieder. Die Sonne war noch tiefer gesunken.

— Oho, Hafijka hat sich beim Tanz aufgehalten. Soll das Kind sich austollen. Mag sie die Freiheit genießen, solange sie bei Vater und Mutter ist. Aber auch das ist für die Leute wie Salz in die Augen. Die Frau des Schmiedes sagte: „Sie halten Hafijka wie ein Fräulein, geben sie nicht in den Dienst — schau mal einer, die reichen Leute“.... Gebe dir Gott — Herr verzeih mir die Sünde — soviel Krätze, wieviel Not wir leiden. Du hast gut reden, wenn du das ganze Haus voller Mädels hast, meine aber ist bei mir allein wie die Seele. Der einzige Trost auf meine alten Tage. Ich habe sie großgezogen, gepflegt, gewaschen und ausgekämmt, und jetzt soll ich sie unter fremde Menschen hergeben! Es genügt, daß fremde Menschen mich mißhandelten, mir alle Kräfte nahmen, mein ganzes Blut ausgesaugt haben, jetzt soll ich ihnen noch das Kind hergeben... Das werden sie nicht erleben!.

Sie bereitet ihr ein anderes Los, sie wird sie mit einem Wirtssohne verheiraten. Das Mädchen ist gesund, rein, blühend. Nicht umsonst schauen ihr die Burschen nach. Prokip wird um sie anhalten; er ist doch nach Taurien gegangen, damit er Geld für die Hochzeit habe... Im Herbst wird er Freiwerber schicken, sie versteht schon, wie sich das alles zusammenreimt.

Vor Malankas Augen breitete sich eine Wiese aus, eine grüne, fröhliche Wiese am Flusse... Sie sammelt Hanfstengel zusammen mit Hafijka. Wie schön sich Hafijka als junge Frau macht. Ein Tuch ist um ihren Kopf gebunden. Sie sammelt Hanf und singt ein Lied dazu. In der Wiege schläft das Kind. Prokip hat Gerste herbei-

geführt, er legt sie zu einem kleinen Schober zusammen. Und ihr, der Alten, ist's so lustig, so leicht zumute, als ob sie jünger geworden wäre... Die Gemüsegärten stehen, wie in einem Kranz. Die Kohlköpfe kräuseln sich. Die Bohnen sind schon gelb geworden, der Wind saust zwischen den Mohnköpfen, die Kürbisse liegen umher, wie abgemästete Eber, die Kartoffeln sind so gut gediehen, daß die Blätter und Stengel sich miteinander verflechten. Ihre schwarzen Hände sind's, die hier hantiert haben, jede Rübe, jede Zwiebel hat sie selbst in die Erde gelegt und sie wird auch selbst ernten, wenn Gott sie es erleben lassen wird. Jetzt ist sie eine Wirtin. Wenn auch nicht auf ihrer eigenen Scholle, so doch auf der ihrer Tochter. Sie hat es auf ihre alten Tage doch erlebt... Und sie wird sich rote Stiefel aus Ziegenfell machen lassen, weiche Stiefelchen mit Quasten dran, genau so, wie bei der Frau des Schmiedes. Seit ihrer Heirat — es sind seitdem schon fast achtzehn Jahre vergangen, — gibt sie ihren Traum über solche Stiefelchen nicht auf, jedes Jahr spart sie Geld, aber das Geld wird stets für was anderes verwendet — und die Stiefel sind noch immer nicht da. Solche Stiefel anziehen, ein weißes Tuch um den Kopf binden und in die Kirche gehen. Und daß man sie auch so begräbe...

— Da sitzt ihr ja! Fröhlichen Sonntag.

Malanka fuhr zusammen. Ach! das ist die Frau des Schmiedes.

— Na ja! ich sitz halt so! Seid auch begrüßt... Der Herrgott hat einen Feiertag gegeben, da muß man ihn auch feiern. Arbeite nicht, ruhe dich aus. Der Herrgott hat gesagt: am Werktag sollst du schaffen, am Sonntag aber sollst du dir sogar die Fingernägel nicht putzen, weil auch das Arbeit ist. Liege, sitze und rühre dich nicht vom Fleck.

Malanka tat honigsüß. Sie hatte solch ein Lächeln, als spreche sie mit den Herrschaften vom Gutshofe.

— Und ich komme eben vom Tanz. Unsereins hat ja nur noch die einzige Freude der Jugend zuzuschauen. Ihre Hafijka spaziert dort gar eifrig mit diesem Odes-

saer.... ich weiß nicht, ob es wahr ist, was die Leute von ihm erzählen — mit Marko Guschtscha... Immer sind die Beiden zusammen, immer zusammen wie ein Paar Täubchen. Na ja, 's ist halt Jugend. Bleibt wohlbehalten...

Malanka lächelte noch immer ein süßes Lächeln, obwohl ihre Seele zischte...

— O, diese Dicke, (die schüttelt ihr Fett und verbreitet Klatsch! — begleitete sie die Frau des Schmiedes mit feindlichen Gedanken. Da fiel ihr der heutige Auftritt mit Hafijka ein.

Inzwischen mehrten sich die Schatten auf der Straße.

Neben den Zäunen spielten kleine Mädchen Fangspiel: die winzigen bloßen Füße wirbelten Staub auf, dreimal nach einer Seite, dreimal nach der anderen. Es schien, daß im Staube eine Herde Spatzen spiele. Die fernen Felder schimmerten rosafarben. Aus den Niederungen kamen Störche ins Dorf geflogen, ihre weißen Flügel glänzten. Der Frühlingsabend versenkte die Frau in Gedanken.

— Erde, wie prächtig du bist, — dachte Malanka. — Eine Freude ist's, dich mit Getreide zu besäen, dich mit Grün zu schmücken, mit Blumen zu bekränzen. Eine Freude ist's, dich zu bearbeiten. Nur eins ist nicht gut. — du wendest dich von dem Armen ab. Für den Reichen prangst du in deiner ganzen Pracht, den Reichen ernährst du, kleidest du, den Armen aber empfangst du nur in eine Grube... Doch werden unsere Hände es noch erleben, ihre eigenen Felder, ihre Gemüsegärten, ihre Gärten zu bearbeiten... Teilen wird man dich, Erde, o, man wird dich teilen... Auch meinem Alten wird man Land geben. Dann ist's aus mit dem Fischeangeln... Ob du es willst, oder nicht, „gnädiger Herr“, aber dann mußt du an den Pflug... O Gott, o Gott, laß mich noch auf meine alten Tage das Glück erleben, und mein Kind an einen guten Mann bringen....

Auf der Straße wurde es belebt. Mädchen, junge Frauen, Kinder kamen mit Stöcken und Gerten gelaufen. Die Rocksäume raschelten, bloße Füße stapsten, aufgeschreckte Hunde bellten. „Stepan! Laufe, hole die Schafel!“ — „Laufe se-e-lber!“ — „Mutter hat's dir doch

gesagt, hol dich der Kuckuck!" — „Vater hat's dir doch gesagt, — hol dich der Teufel..." — „Unserer sind sechse, paß auf, Marijka!" — „Verliere die Lämmer nicht so wie gestern, sonst gibt's Haue!" — „W-a-a-s? W-o-o?" „He-ho-ho!"

Die Sonne senkte sich rot. Die Fenster brannten wie Öfen, die Wände der Hütten wurden rosa, rotes Licht ergoß sich über die weißen Hemde. Von weitem wälzte sich eine Staubwolke ans Dorf heran. Sie näherte sich immer mehr, wuchs, stieg zum Himmel empor, dann tauchte die Sonne in ihr unter und zerstäubte in rosigem Nebel. Von dort drangen unruhige Laute, als ob Kinder weinen oder Dreschflügel auf der Tenne klopfen würden — und plötzlich ergoß sich die Schafherde über die Straße und erschütterte die Luft mit ihrem vielstimmigen Blöcken. Die lebendige Masse der Schafkörper rieb sich aneinander mit ihrer Wolle, zitterte und schwankte wie Gallerte; ein ganzer Wald dünner Beinchen flimmerte vor den Augen, dumme kahle Schnauzen öffneten den Mund inmitten des rosigen Staubes und weinten: Be-e-e!... Me-e-e! Im rosafarbenen Nebel huschten die Menschen wie Schatten, unklare Umrisse der Häuser erschienen und verschwanden wieder; alle Laute tauchten im Meere des Schafegeheuls unter; dieser ganze Wirrwarr erinnerte an einen Traum. Hinter der Herde schritt wie ein mythischer Gott ein hochgewachsener schwarzer Hirt einher, der in dem unbestimmten Licht noch höher schien; er knallte mit der Peitsche und schrie mit wilder, grober Stimme, die alles übertönte:

— He-e! Hü... He-e!...

Auf der Straße ist schon nichts mehr da: alles ist entschwunden, wie ein Traum, der Staub senkt sich langsam auf die Erde, und die Abendluft zittert noch immer im lebendigen Akkord der ersterbenden Laute.

Stille! Sterne schauen auf die Erde hernieder.

* * *

Blaue Wände, in der Ecke — ein Bett mit Kissen und Federbetten, ein mit Bier begossener Tisch. Mendels enger Alkoven.

— Macht mir nichts weiß, Choma, — sagt mir geradeheraus — wird es eine Fabrik geben? Wird sie sein?

Das Bier schäumte in den grünen Gläsern und brauste im Kopf.

— Ich hab doch gesagt, daß sie sein wird.

— Na, na! Und warum ratet Ihr mir denn Hafijka in den Dienst zu schicken?

— Ich rate es. Sowieso muß das Mädels zugrunde gehen. Sie wird zu Hause essen und trinken, dann hast du's noch schlimmer. Ihr steht nur eins bevor: sie muß in den Dienst. Glaubst du etwa, jemand wird eine Arme freien? Sie wird als Jungfer ergrauen. Gebe sie in den Dienst, wenn sich nur Gelegenheit bietet. Führe sie morgen nach Jamischtsche zum Ökonom; ein nettes Herrchen, sollen ihm die Würmer die Zunge zerfressen. Na, wollen wir Freiwerber sein? Dazu habe ich dich doch zu Mendel gerufen.

— Sprecht mir nicht darüber, das liebe ich nicht, mir ist noch nie der Gedanke gekommen.

— Verdinge sie, Andrij.

— Laßt das, Choma, wollen wir lieber trinken.

— Warum bläht du dich auf? Bettelarm, der Bauch ist ihm vor Hunger zusammengeschnürt, und er tut sich noch groß. Ich sag' dir, — verdinge sie, wirst's später bereuen.

— Ei, sowas liebe ich nicht. Wozu macht ihr einen Mensch zum Gespött?...

Andrij wurde rot im Gesicht und stand vom Tische auf.

— Bleib sitzen. Ist's etwa nicht wahr? Du glaubst wohl, du bist ein Mensch? Ein Hund bist du, weiter nichts. Was ist unser Leben? Ein Hundeleben. So bleib doch sitzen!

Guds legte Andrij seine riesigen Hände auf die Schultern und zwang ihn zum Sitzen. Dann näherte er ihm sein bartloses, vom Bier gerötetes Gesicht, dem ein heißer Hauch entströmte.

— Mach mir bloß nichts vor. Sag mir: wieviel Jahre hast du gelebt? Fünfzig? Dein Leben geht zu Ende? Wo

sind aber deine jungen Jahre, wo ist deine Kraft, zeige deine Arbeit. Du zeigst deine Schwielen? Du wirst auch noch den Buckel zeigen. Dein Lebtage hat man dir das Fell über die Ohren gezogen, während du wie ein Ochs das Joch schleppst. Das ist unser Los — wir rackern uns ab, aber kommen nicht hoch. Sieh mal mich an: du denkst, vor dir steht Choma? Ein Stück Vieh. Wie ich von klein auf das Vieh hütete, so hüte ich es bis heute. Habe mein ganzes Leben beim Vieh verbracht und bin selber zum Vieh geworden. Mein Lebtage habe ich Schwänze anstatt Menschen gesehen, habe im Mist gewühlt, im Mist geschlafen, im Mist gegessen und werde auch auf einem Misthaufen verrecken. Ich hab schon vergessen, wie man in einer Hütte schläft, zum Teufel noch einmal! Mein Hemd ist verhärtet, wie die Rinde am Baume, die Hosen sind mit Ochsenblut beschmiert, denn ich muß die Ochsen auch zur Ader lassen, ich kann meine Hände nicht mehr vom Mist rein bekommen. Wenn ich mit dem Gesinde zu Tisch gehe, da wendet jeder die Nase von mir weg — es stinkt. Und du denkst wohl, das duftet? Ich laufe von den Menschen fort, ich fliehe zu den Ochsen. Mit den Ochsen spreche ich. Ich klage ihnen mein Leid, sie aber kauen und brüllen und wedeln mit den Schwänzen. Das ist meine einzige Zerstreung. Und du glaubst wohl — die Frau wird mich anreden, wird mich vielleicht gar umarmen... Kinder werden um mich her zwitschern.... eine eigene Hütte wird mich erwärmen. Ha-ha! Mit diesen Ochsen, soll sie der Teufel holen, bin ich als Junggeselle grau geworden. Jetzt kann ich mich damit auf meine alten Tage vertrösten, hole sie der Henker, sollen sie verrecken!... Himmelherrgottsakrament!... Zum Teufel noch einmal...

— He, warum schreist du, Mensch? Weshalb fluchst du?

— Was? Weshalb ich fluche? Es wird mir leichter ums Herz.... Wenn's dort zu finster ist, ich schimpfe mich dann aus, und es wird mir leichter... Wenn ich nicht geschimpft hätte, da würde ich verbrennen. Ich fühle so eine Wut in mir, daß mir die Seele flammt...

Wenn's mich so überkommt, da hätte ich eine Keule gepackt und hätte alle niedergemacht. Ich würde von Hütte zu Hütte gehen und allen eins auf den Kopf, auf den Kopf geben... Dem einen dafür, daß er Menschenblut trinkt, dem anderen — weil er das nicht verhindert... Dann hätt' ich alles in Brand gesteckt, damit alles im Feuer verbrennt und zu Asche zerstäubt, damit nur die kahle Erde und die helle Sonne zurückbleibe.

Choma stand in der Stube, hochaufgerichtet, so daß er schier bis an die Decke reichte, seine Augen blickten irgendwohin, weit außerhalb der Wände; sein bartloses, runzeliges Altweibergesicht verzog sich. Er zitterte am ganzen Leibe. Dann schrumpfte er plötzlich zusammen, ließ sich auf die Bank nieder und trank in einem Atemzuge sein Bier aus.

Andrij war an einer empfindlichen Seite berührt. Er wollte auch, man solle ihn anhören, solle sein ganzes Leben hören, wie es hier in dem engen jüdischen Alkoven vor ihm erstand. Er hatte schon graue Haare, doch hatte er nie etwas gutes erlebt, o, nein...

— Ich denke so, Choma, wenn der Mensch arbeitet...

Choma aber war wieder wütend.

— Hol' dich der Teufel! Der eine hat alles, der andere — nichts. Hab' ich es denn nicht gesehen, wie die alte Herrin...

— Wenn der Mensch arbeitet, muß er dafür etwas haben. Wenn mir aber die Erde nichts gibt....

— Die alte Herrin hat den ganzen Winter die Öfen mit Leinwand geheizt, die noch von der Fronarbeit geblieben war...

— ...Nun, und wenn die Erde nichts gibt, wozu brauch ich sie denn da, in Teufels Namen? Mir ist ganz gleich, ob ich ein Mietling auf meiner eigenen oder auf fremder Erde bin. Immerhin bin ich ein Mietling. Ihr sagt die Wahr...

— ... Die Leinwand ist vom langen Liegen in der Vorratskammer verdorben. Die Leute bitten: „Geben sie uns doch wenigstens für ein Hemd, lassen sie die Arbeit

von Menschenhänden nicht umsonst zugrunde gehen. Aber so hör mich doch an.

— Ich höre, ich höre schon. Ja, wißt es, Ihr sagt die Wahrheit: unser Leben ist wirklich ein Hundeleben. Alle meine Kräfte hab ich hingegeben. Mein Lebtag mußte ich fremde Mäuler vollstopfen. Als die Fabrik noch da war, da lebte ich irgendwie, als sie aber abbrannte...

— Freilich verbrannte alles, die ganze Leinwand.

— Welche Leinwand?

— Wieso denn, welche? Ich habe es doch eben erzählt.

— O, ja, ja. Nun wollen wir lieber trinken. Auf Euer Wohl...

— Und wie steht es mit Hafijka? Verdingst du sie?

— Hört auf davon. Wollen wir trinken.

— Na, hol dich der Teufel, willst nicht, dann tu wie du willst. — Choma trank sein Bier in einem Zug aus und schleuderte das Glas auf den Boden.

Als die Glasscherben klirrten, lief der erschrockene Mendel herbei.

* * *

Es war ein Feiertag. Hafijka saß auf der Rasenbank am Hause. Zu ihren Füßen wühlten die Hühner im Sande und gackerten, ihr Essen verlangend. Ein aufgeschlagenes Buch lag auf der Bank.

— Ksch, ksch, geht, wühlt unter dem Zaune, — jagte Hafijka sie fort. — Was gackert ihr denn, ihr Dummköpfe? Und du, Buntscheckige, was reckst du deinen Hals und guckst mir in die Hände? Ich hab dich schon gefüttert. Ihr Dummen, ihr denkt bloß ans Essen. Du bist böse, daß ich so was sage? Frag doch mal Marko, wirst hören, was kluge Leute sagen. Er hätte euch gesagt: dumm seid ihr, stockdumm. Man gibt euch eine Handvoll Hirse, und nimmt euch alle eure Eier, oder schlachtet euch, um Suppe zu kochen. Und du, Gockel, du schlägst nur umsonst mit deinen Flügeln, tust den Helden. Wenn du aber so mutig wärest, wie Marko, da hättest du es nicht zugelassen, daß man deine Kinder an die Herrschaften als Braten verkaufe. Etwa nicht? Na,

aber du bist ja nur ein Hahn und Marko ist ein Adler. Du hättest hören sollen, was er sagt... Er sagt... Doch was verstehst du davon? Du wirst nichts begreifen!... Denn, wärest du klüger, da hättest du gesehen, daß auch die Menschen so wie die Hühner sind.. Nun, warum gackerst du, du kleine Weiße? Warum lachst du? Denkst wohl, ich weiß nicht, was bei euch gut ist? Denkst wohl, daß du den lieben kannst, wen du selbst willst, daß ich aber Prokip heiraten muß, weil Mutter ihn mir zugebracht hat?... Du dummes, dummes Ding... Soll man mich mit Feuer brennen, soll man mich schneiden... soll man mich lieber in die Erde vergraben! Hörst du, Schecke? Nun, geh fort, wenn du mit dem Kopf wackelst, du ungläubiges Ding! Hab' keine Angst, Marko wird mich niemanden geben... weil er ein Adler ist. Und über ihm, wißt ihr's, ihr Hennen, wieviel Raben über ihm flattern... Sie hätten ihn gerne totgepickt. Denn alle Leute sind gegen ihn, der Dorfschulze und sogar Vater macht sich über ihn her... Er will aber nur das Wohl der Menschen... Nicht Vater, sondern Marko... Hört ihr, ihr Hennen, wie gut er ist, mein Marko... Dafür lieben ihn die Burschen und Mädchen gar sehr... und hören auf ihn. Zum Kuckuck, wohin willst du denn? Ksch! Schau mal einer, — er hat das Buch besudelt! Was wird mir Marko sagen, wenn er sieht, daß der Hahn seine Spuren auf dem Buche hinterlassen hat? Er wird sagen: der Hahn hat mehr drin gelesen, als du. Nun, jetzt macht alle, daß ihr fortkommt, ksch, denn ich muß lesen. Ich werde mich so setzen, damit die liebe Sonne auch ins Buch hineingucke, damit auch sie es lese... Nun, frischauf!

* * *

Es war etwas mit dem Wetter los. Der Frühling war trocken und windig. In den Gemüsegärten verkümmerte alles, das Getreide im Felde wollte nicht gedeihen, über die Wege fegten ganze Staubwolken dahin. Die Leute beteten um Regen, denn alles verkündete Hungersnot. Die Getreidepreise stiegen plötzlich in die Höhe und das

regte Malanka dermaßen auf, daß sie jede Nacht böse Träume hatte. Je schlimmer es aber ringsumher war, je mehr die Hoffnungen der Ackerbauer sanken, desto mehr schwärmte Andrij für die Fabrik. Genau so wie Malanka vom teuren Mehl träumte, so träumte Andrij von der Fabrik. Manchmal sprang er mitten in der Nacht auf und fragte Malanka verschlafen, mit Entsetzen in der Stimme:

— Hat es schon getutet?

-- Was soll denn tuten?

— Nun, hat die Fabrik getutet? — wiederholte er ärgerlich.

— Komm zu dir... es tutet wohl in deinem Kopfe, kannst auch nachts keine Ruhe finden, — brummte die aus dem Schlaf gerissene Malanka; sie gähnte, seufzte und konnte bis zum Morgen nicht einschlafen.

Andrij brannte vor Ungeduld. Ein über das andere Mal lief er zu den Fabrikruinen, überlegte, berechnete etwas. Dann fragte er die Leute aus, verbreitete verschiedene Gerüchte, und wenn dieselben wieder zu ihm zurückgelangten, bedeutend verändert und viel bestimmter, da freute er sich, prahlte vor Malanka und glaubte daran. Sogar zu seinen gelegentlichen Verdiensten stellte er sich jetzt leichthin und suchte nicht nach ihnen.

Malanka machte ihm Vorwürfe. Je weiter, desto schwerer und schwerer wurde es, irgend eine Arbeit zu finden. Das Gras war ausgebrannt und in den Gütern mietete man keine Arbeiter mehr. Wenn sie an den Ofen herantrat, da verlor sie ganz den Kopf, denn sie wußte nicht, was sie kochen sollte. Es gab fast nichts zum Kochen, und die ewigen Anleihen bei den Nachbarn hatten schon alle, und sogar Malanka selbst, satt. Am meisten grämte sie sich um Hafijka, — solch ein junges Ding, das einzige Kind, und muß Hunger leiden. Auf wunderbare Weise brachte Malanka es fertig, ihr unter der Schürze eine kleine Schüssel mit Beeren oder eine frische Semmel zu bringen. Andrij beachtete das Essen nur selten, — sein Kopf war von den Träumen über die

Fabrik umnebelt, — jedoch auch er schob manchmal die Schüssel mit der leeren Wassersuppe beiseite und begann zu brummen. Malanka lauerte nur auf diesen Augenblick. Sie kochte in böser Freude auf und spie ihm das ganze Gift, den ganzen Schaum ihres Herzens ins Gesicht.

Zwei Feinde lebten in einer Hütte, und obwohl jeder von ihnen in seine eigenen Gedanken versunken war und sogar den anderen mied, genügte doch irgend eine Kleinigkeit, damit der Zorn sie beide, wie Fieber, schüttelte.

Nur eins verband sie miteinander, — die Erinnerung daran, daß Guds geraten hatte, Hafijka zu vermieten.

— Du hast ihm doch ins Gesicht gespuckt? — fragte Malanka immer wieder, sie selbst aber dachte mit heimlichem Lächeln: „Warte, warte nur, wenn der Herbst kommt, dann werden wir sehen...“

— Ich war so wütend, daß ich Choma beinahe verdroschen hätte! Bei Gott! — rühmte sich Andrij. — So was auszudenken!...

* * *

— Was machst du da?

Malanka machte große Augen und blieb an der Schwelle stehen. Auf dem Herd brannten Späne und ein kleiner Topf kochte. Andrij schaute in die Flammen ganz rot im Gesicht und hingerissen. Malanka hatte ihn unerwartet ertappt, und er lächelte ein unsicheres, einfältiges Lächeln. Malanka kam an den Herd heran, schob den Kochtopf beiseite und blickte in ihn hinein.

— Du kochst Fisch? — fragte sie mit erschrockener Stimme und wurde leichenblaß.

Andrij fuhr herum, steckte den Kochtopf wieder in den Ofen, belegte ihn mit glühenden Kohlen und lächelte stumm.

— Hörst du, Hafijka, er kocht Fisch, — rief Malanka.

In ihrer Stimme klang solches Entsetzen, als ob im Kochtopf mindestens menschliches Fleisch kochen würde.

— Verrückt! Verrückt! Bei Gott, er ist verrückt! —

schrie Malanka, im Zimmer hin und her rennend, als brenne das Dach über ihrem Kopf.

Dann blieb sie vor Andrij stehen, schlug die Hände zusammen und blickte ihn, ohne die Hände sinken zu lassen, mit erstaunten Augen, voll Entrüstung und Entsetzen an.

Er kocht Fisch! Den Schlei, den er am Morgen gefangen hatte! Der mindestens vier Pfund wog! Er hat ihn nicht nach dem Gutshof hingetragen, nicht an die Herrschaften verkauft! O, das ist ja das Ende der Welt! So etwas ist noch nie vorgekommen, seit Andrij Fische angelt! Sie haben noch nie einen größeren Fisch gegessen, solch einen, wie die Herrschaften brauchen. Für solch einen Schlei könnte man dreißig Kopeken bekommen, und er hat ihn gekocht!

Das alles schrie Malanka weinend Andrij in den Rücken, beim Brodeln des Kochtopfes und dem Knattern der trockenen Späne.

Andrij gab sich Mühe alles in einen Spaß zu verwandeln.

— Flenne nicht, Alte, setz dich hin und iß mal Fisch. Es gibt kein Fleisch wie Schweinefleisch, es gibt kein Fisch, wie der Schlei...

Und er trug den Kochtopf auf den Tisch und goß die Fischsuppe in eine Schüssel.

— Fresse selber, und gebe Gott, daß du verrecken sollest! Wir schwellen vor Hunger, im Hause gibt es keine einzige Brotkrume, und er kocht Fisch!

Andrij fühlte sich beschämt; Malanka sprach die Wahrheit, aber es gelüstete ihn so nach Fisch, er roch so verlockend, daß seine Nüstern zitterten und sich aufblähten.

Schnaufend und schmollend, machte er sich über den Fisch her und schmatzte mit den Lippen, schlürfte die Fischsuppe so laut, als ob er das Jammern seiner Frau übertönen wollte.

Malanka tobte. Außerdem, daß sie sich um den verstümmelten Fisch grämte, war sie auch noch hungrig. Sie war von Hunger entkräftet, es verlangte sie derma-

ßen nach etwas heißem, schmackhaftem, außergewöhnlichem, und der Geruch des frischen Schleies kitzelte die Nüstern, machte den Atem stocken; Übelkeit überkam sie vom starken Verlangen zu essen. Sie verstand jedoch, daß sie die Speise nicht anrühren durfte, und deshalb fluchte sie noch stärker.

— Jammere nicht, Weib, man wird bald die Fabrik aufbauen, dann werd' ich was verdienen....

— Meinetwegen sollst so leben, wie es eine Fabrik geben wird!

Andrij hob die Augen. Für einen Augenblick blieben sie stehen und ihr Blick schweifte in die Ferne, außerhalb der Hütte,—und es wurde ihm mit einem Male klar, daß es wirklich keine Fabrik geben werde, daß das vergebliche Hoffnungen seien, daß er besser den Fisch nicht hätte kochen sollen, den man verkaufen und dafür Brot erstehen konnte. Und der Fisch verlor plötzlich seinen Geschmack, die Lust zum Essen verging ihm und ihn erfaßte plötzlich das Verlangen das Haus zu verlassen...

Andrij nahm seine Mütze und ging.

Die Fischreste auf dem Tische wurden kalt, Malanka und ihre Tochter saßen stumm in den Zimmerecken und webten bittere Gedanken im Halbdunkel des erlöschenden Tages. Trauer, mit Stille umarmt, herrschte im Zimmer.

Dann standen sie gleichzeitig auf, kamen, wie auf Verabredung, an den Tisch heran und machten sich wortlos über den Fisch her. Sie verzehrten alles, bis zum letzten Krümchen, saugten die Gräten aus, schlürften die Suppe und leckten, wie hungrige Katzen, sogar die Schüssel aus.

* * *

Andrij machte sich auf den Weg zur Post bereit: er warf die Ledertasche über die Schulter, nahm einen Stock in die Hand. Da stürzte Malanka ins Zimmer. Sie war nicht zu erkennen. Blaß, keuchend, die Augen brannten, sie zitterte am ganzen Leibe.

— Geh... Sie messen...

Andrij glotzte sie an.

Sie konnte nicht sprechen, preßte die Hand ans Herz und atmete mühsam. Die andere Hand, die mit Erde beschmutzt war, weil sie eben gejätet hatte, schwenkte Malanka vor seinen Augen und wies nach der Tür.

— Gehe doch, denn die messen...

— Wer mißt denn? Was wird gemessen?

— Die Herrschaften, ach!.. Sind angereist... werden das Land teilen...

— Welches Land? Was faselst du?

— Verschiedenes Land... unter die Leute... Geh, paß auf, daß man uns unweit, näher vom Dorfe zuteilt... Sonst bekommst du noch einen sumpfigen Flecken....

— Heiliger Vater! Komm zu dir! Ich muß zur Post.
Malanka wurde grün im Gesicht:

— Gehst du?!

Sie sprang auf ihn zu, schrecklich, wie eine wilde Katze, mit verzerrtem Munde, mit brennenden Augen, blaß, wie ein Gespenst.

— Du gehst mir gleich hin! — kreischte sie mit dünner Stimme. — Vielleicht ist's dir egal, mir ist's aber nicht egal! Du hast ein Kind! Du willst es umbringen! Du bringst uns alle um. Gehe sofort! Die Leute werden das Beste nehmen! Hörst du? Nun!

Als sie sah, daß er bestürzt dasteht und sie anschaut, riß sie das Rollbrett von der Ofenbank und holte nach ihm aus.

— Geh, sonst bist du des Todes!..

Sie war bereit, ihn totzuschlagen, — Andrij sah das.

— Nanu, du bist verrückt, — zuckte er die Achseln, — du siehst doch, ich gehe. — Er schnäufte, wie ein Schmiebalg, und konnte kaum mit Malanka Schritt halten.

Abends kehrte Malanka fröhlich, fast glücklich nach Hause zurück. Sie lief in der Stube wie auf jungen Füßen umher, und ihre Gedanken flogen, wie weiße Tauben in der Sonne. Sie lächelte. Solche komische Herren.

Sie gehen im Felde umher und messen. Sie fiel ihnen zu Füßen. „Meine lieben Herren, erbarmt euch einer

armen Frau, schneidet unseren Anteil näher ab, dort, wo der Weizen so gut gedeiht", — sie aber lachen. „Geh nach Hause, Alte, wir messen was ganz anderes." Und dabei lachen sie, möge Gott ihnen gnädig sein. Sie glauben, sie sei eine einfältige Frau und verstehe rein garnichts. Wartet, wartet nur, vielleicht hat auch sie den Kopf an der rechten Stelle... Hat sie denn nicht sofort begriffen, daß sie sie zum Narren halten. Wenn man's den Leuten gleich sagen würde, daß man für sie das Land teilt, da hätte sich solch ein Gezänk erhoben, daß man einander lebendig aufgefressen hätte... Ein jeder hätte sich um das Beste gerissen. Nun, sie werden sich aber der armen Frau erinnern, sie werden ihr kein Unrecht antun. Wenn noch Andrij gebeten hätte, der steht aber wie ein Klotz, hol ihn der...

Sie sprach den Fluch nicht zu Ende, heute konnte sie nicht schimpfen. Heute war sie so herzensgut, es war ihr so fröhlich zumute, alle taten ihr so leid. Während sie das Abendbrot bereitete, summt sie sogar ein Liedchen und das knisternde Feuer des trockenen Reisisgs schien sich mit ihr zusammen zu freuen. Sie tischte Andrij das Abendbrot mit Hochachtung auf, wie einem Wirten, der eigenen Grund und Boden und eine eigene Wirtschaft besitzt, sie selbst konnte aber nicht essen, sie spürte keinen Hunger. Alles, was sie machte, verrichtete sie feierlich, als ob sie einen Gottesdienst in der Kirche abhalten würde, und lächelte dabei zu sich selbst. Abends wusch sie Hafijka den Kopf mit Lauge, kämmte das Haar mit einem dichten Kamme aus, so daß es glänzte, flocht ihr selbst Bänder in die Zöpfe. Damit der Kopf des Töchterchens schön wie die Sonne sei. Damit das Mädchen den Wirtstöchtern nicht nachstehe.

— Vielleicht hättest du die neue Weste angezogen, die alte ist ja ganz zerrissen? — fragte sie bei Andrij und holte aus dem Kasten seinen einzigen Sonntagsanzug. — Koste doch die Beeren, die hat die Frau des Schmiedes geschenkt...

Andrij hatte sie schon seit langem nicht so freundlich gesehen. Ihr Herz war weich geworden, alles sang

in ihr. Es sangen die Ähren auf dem eigenen Acker, es sangen die Lerchen darüber, die Sichel sang ihr Lied, indem sie die Stengel abschnitt, über die Heumahden schallten Lieder, und auch 'das Herz sang voller Hoffnung mit. Das Schicksal lächelte. Nicht nur ihr eigenes, sondern auch Hafijkas Schicksal. Sie spürte Kraft in den Füßen, Stärke in den Armen. Die schwarzen, sehnigen Hände waren wie aus Eisen gegossen.

Seit diesem Tage lief Malanka häufig auf das herrschaftliche Feld, um zu sehen, wie die Herren messen. Sie irrten noch ein paar Tage in den Feldern umher, dann reisten sie ab. Malanka wußte aber gut, was daraus werden sollte. Sie traf ihre Vorbereitungen. Wenn sie im Gemüsegarten eines reichen Bauern jätete, wollte sie kein Geld als Lohn nehmen, sondern bat, man solle ihr etwas Weizenkorn geben, damit sie eine gute Weizensorte habe. Das sollte ihr als Saatgut dienen. Wenn sie einen Apfel aß, nahm sie vorsichtig die Körner heraus und legte sie aufs Fenster zum trocknen. Die werden zu brauchen sein. Nichts konnte ihr ein größeres Vergnügen bereiten, als eine Handvoll Samen, die sie sich bei einer tüchtigen Hausfrau erbeten oder als Tagelohnarbeit verdient hatte. Es kam so weit, daß sie, wenn sie in einen fremden Gemüsegarten geriet, die Blicke umherschweifen ließ, in der Suche danach, was man für Saatgut nehmen könnte, heimlich einen schönen Mohnkopf oder eine gelbe Gurke pflückte und es am Busen versteckte. In ihrer Hütte lagen überall verschiedene kleine und große Päckchen mit Samen herum und immer wurde irgend etwas auf den Fenstern getrocknet.

— Was wirst du damit anfangen?—staunte Andrij.— Wir haben ja nur zwei Beete.

Sie lächelte geheimnisvoll und schüttelte nachsichtig den Kopf.

— Kümmere dich nicht darum... Das laß schon meine Sorge sein...

Sonntags ging sie in den Wald, wo fertiges Gebälk stand, besichtigte es, wählte das beste Baumaterial, überlegte, und fragte die Forstarbeiter über die Preise aus.

In Gedanken versunken, mit in die Ferne schweifendem Blick, kehrte sie nach Hause zurück, streichelte Hafijkas Kopf und lächelte sich zuweilen im Stillen zu.

Einmal ging sie sogar zum Jahrmarkt, und nachher munkelte man im Dorf: sicher hat das Weib Geld und hält es nur geheim, denn sie trieb sich lange auf dem Jahrmarkt herum und feilschte um ein junges Schwein...

* * *

Eines Abends trat Malanka aus der Hütte und stieß auf Hafijka, die an den Türpfosten gelehnt dastand.

— Was machst du hier? — fragte Malanka, als sie aber Hafijka anblickte, wurde es ihr ganz schlecht.

— Was ist dir denn?

Hafijka antwortete nicht. Sie stand gebückt, fahl, fast schwarz im Gesicht, und zitterte.

— Was ist dir? — beharrte Malanka und nahm Hafijka bei den kalten Händen.

Hafijka schwieg und zitterte, wie vom Fieber geschüttelt. Malanka führte sie in die Stube und machte hastig Licht. Der blasser Lichtschein warf noch schwärzere Schatten auf ihr Gesicht; die vor Entsetzen weit aufgerissenen Augen glänzten, als wären sie aus Glas. Malanka erschrak furchtbar. Sie ließ Hafijka auf die Pritsche sitzen und begann mit zitternden Händen ihr Gesicht und den Kopf zu betasten.

— Was hast du? Hast dich erschrocken? Tut dir was weh?

Keine Antwort. Nur der kalte Körper zuckte unter Malankas Händen.

Malanka begann nach Andrij zu rufen, doch Andrij war nicht zu finden.

Malanka zerbrach sich den Kopf, was mit Hafijka geschehen sein mochte. Ob jemand sie durch einen bösen Blick behext habe? Ob jemand sie erschreckt habe? Wohin ist sie gegangen? Wo ist sie gewesen? Herrgott, was ist mit dem Mädchen passiert? Hätte sie doch wenigstens gesagt, hätte sie ein Wort gesprochen, aber sie schweigt, wie tot...

Die Glasaugen und das schwarze, plötzlich abgemagerte Gesicht jagten Malanka Furcht ein und sie begann selbst neben Hafijka zu zittern und sie hastig zu bekreuzigen.

Glücklicherweise stellte sich Andrij ein. Er war lustig oder angeheitert, denn er sprach laut und aufgeregt:

— Nun, das stimmt... Ich hab's dir damals gesagt... Sie sind gekommen und haben ihn fortgeschleppt...

Malanka fuhr ihn an:

— Wo hast du dich herumgetrieben?

— Auf der Straße! Wo denn sonst? Habe zugeschaut, wie man Marko Guschtscha wegführte... Sie sind gekommen und haben ihn festgenommen. Er hat's so weit gebracht. Ich hätte solch einen „gnädigen Herrn“ gleich am Kragen gepackt und ihn aufgehängt.... Kurzen Prozeß...

Von der Pritsche wurde ein Stöhnen hörbar.

— Pst! — herrschte Malanka Andrij an. — Du siehst doch — sie ist krank. Laufe sofort nach Mariane... vielleicht wird sie besprechen, beräuchern oder irgendwie die Hexerei vertreiben... man weiß doch nicht, was mit ihr los ist. Nun, laufe doch schneller...

Andrij begab sich zu der Quacksalberin.

Mariane hatte ihr wohl geholfen, denn zwei Tage später stand Hafijka auf. Mager, gelb, fast schwarz im Gesicht, düster und stumm wie eine Witwe. Sie machte sich ständig außerhalb der Hütte zu schaffen, um nicht zusammen mit den Alten zu sein. Am meisten wich sie dem Vater aus, als fürchte sie sich vor ihm. Wenn sie allein war, weinte sie. Und sann, sann nach, so daß es ihr eng von den Gedanken wurde....

* * *

Nicht immer gab es Kummer, es gab auch mal Freude.

Nach dem langen Sommertage, wenn die Sonne untergeht und die erhitzte Erde langsam die goldenen Gewänder abstreift, wenn auf dem blassen, vom Tage ermüdeten Himmel verstohlen schüchterne Sterne erscheinen, die Mücken in den letzten Sonnenstrahlen ihren Reigen

tühren, und die wunderbar linde, goldrosige Luft in der Ferne lila Schattierungen annimmt und den Horizont noch breiter und tiefer macht,—gehen Malanka mit Hafijka über den staubigen Weg und haben trotz ihrer Müdigkeit das angenehme Gefühl, daß der Tag beendet ist. Sie tragen nach Hause einen Körper, der ebenso erhitzt ist, wie die Erde, und in den Falten ihrer Kleidung — den Duft reifer Ähren. Sie unterhalten sich nicht. Sie gehen schweigend, schwenken die Sichel. Der endlich gerade gebogene Rücken, die frei herunterhängende Hand, die von der Anstrengung des ganzen Tages noch etwas zittert, anstatt der Stoppeln — der weiche Staub unter den Füßen, das alles scheint jetzt ein Glück zu sein. Zuhause harrt ihrer Erholung und Schlaf, kurz, wie die Sommernacht, jedoch süß, wie ein kaltes Blatt an einer brennenden Wunde. Wenn man doch schneller zu Hause wäre... Weder Abendbrot essen, noch sitzen oder sprechen, — nur auf die Bank fallen, wie ein Stein ins Wasser — und augenblicklich die Augen schließen.

Die schlaftrunkene, halbohnmächtige Malanka macht Feuer im Herde und stellt Kochwasser darauf, um das Abendessen für Andrij zu bereiten. Das Feuer brennt und knistert, sie aber schließt die Augen, wankt, und es scheint ihr, daß es der Acker mit seinen Ähren rauscht und die Sichel über die Stengel streift. O, wie schwül es ist, wie die Sonne brennt. Nicht doch, das ist ja das Feuer, das so brennt, weil sie zu nahe am Ofen steht. Da hat sie eine Garbe geschnitten und dreht das Garband... wie der Rücken schmerzt, es ist schwer sich zu bücken. Ach! Sie knetet ja Teig für Klöße. Mähe, Hafijka, mähe... es ist schwer für die zwölfte Garbe zu arbeiten, mein Herzblatt, aber man muß es machen.— Was, hast du dich am Finger geschnitten, du zischst vor Schmerz? Ei, nicht doch, das zischt ja das siedende Wasser...

Andrij schlürft die Suppe... Und, wie's scheint, spricht er etwas dazwischen... In der Stube, oder draußen, im Hofe?...

— Warum ißt du nicht Abendbrot?

— Was?

— Geiß Abendbrot essen...

— Iß selbst... ich werd' später...

Man muß die Löffel wasch... a-a-a!... waschen. Die Füße sind so schwer, als steckten sie in Stiefeln... Und erst der Kopf... Sie kann kaum den Kopf aufrecht halten...

Na, endlich... Draußen auf der Rasenbank ist's besser. Du schläfst, Hafijka?... Hättest dir ein Kissen nehmen sollen... nun, schlaf schön so, Kind, wenn du halt eingeschlafen bist. Au, meine Knochen, meine Knochen, wie die weh tun! Au, meine Hände... meine Füße... „Der du bist im Himmel... Unser täglich Brot“... A-a-a!... Die Sterne schauen vom Himmel herab. Die Frösche quacken vor dem Schlafengehen. Die hellblaue Kuppel senkt sich immer niedriger... Drückt auf den Körper, schließt die Augenlider. So süß, so ruhig. Auch wenn es zum jüngsten Gericht läuten würde, würd ich nicht aufstehen, auch wenn es gälte, das Glück zu empfangen, würd' ich liegen bleiben... Der Himmel senkt sich immer tiefer... er liebkost, er umarmt... Die Sterne kitzeln, als würden sie küssen. Die Seele hat sich im Blau aufgelöst, der Körper klebt an der Bank und schmilzt, wie Wachs im Feuer. Es ist nichts mehr da... Nichtsein... Völliges Nichtsein!... Ist denn das keine Freude!

* * *

Gleich nach der Ernte stellte es sich heraus, daß der Winter Hungersnot bringen würde. Ewige Dürre. Der Roggen war abgebrannt, das Getreide wuchs licht und kümmerlich. Zum Lachen und zum Weinen war's, wenn man das anschaute, was Malanka mit Hafijka geerntet hatten, und die von Andrij geschossenen Enten und Hasen waren von den Herrschaften verzehrt worden. Diesen Winter wird es noch schwerer sein, etwas zu verdienen, als im vorigen Jahre und die Herren, die das Land gemessen haben, waren spurlos verschwunden. Man hörte nichts darüber. Andrij schweigt auch von der Fabrik.

Im Dorf munkelte man über Guds. Man erzählte, er habe im Zorn einen Ochsen mit der Keule totgeschlagen. Er haute ihm aufs Ohr und spaltete ihm den Kopf. Dafür jagte ihn der Gutsbesitzer vom Hofe fort und jetzt treibt sich Guds ohne Arbeit herum, vertrinkt seine letzte Kleidung und rühmt sich, daß es auch dem Gutsbesitzer ebenso ergehen werde, wie dem Ochsen. Einst ließ er sich auch bei Andrij blicken.

— Na, angelst noch immer Fische, „gnädiger Herr“?— grüßte er ihn mit betrunkenem Lachen.— Angle, angle nur, vielleicht werden die, die deine Fische essen, daran ersticken. Fabrikant!... Er glaubt, daß man eine Fabrik für ihn bauen werde! Den Teufel, wirst es nicht erleben!... Eulen und Krähen werden dort wohnen, bis sie nicht ganz verfallen wird. Sag, verdingst du Hafijka? Nicht? Willst vor Hunger krepieren, wie eine Maus im Winter? Na, kannst meinetwegen zusammen mit deiner ganzen Sippe verrecken, was geht's mich an? Wir finden auch eine andere!...

Er wurde wütend, klappte die Tür geräuschvoll zu und verließ die Hütte, eine Minute später schob er aber wieder sein rotes und eigensinniges Gesicht durch die Tür.

— Heda, ihr Fabrikanten! Denkt an meine Worte: die Zeit kommt, wo die Ziege zum Stroh kommen und meckern wird... Aber Guds wird euch eine lange Nase drehen — da!...

Andrij hielt es nicht länger aus....

— Verfluchter Trunkenbold, was geht dich das an!— er stürzte zur Tür, doch Malanka hielt ihn zurück.

— Laß das!— kreischte sie mit durchdringender Stimme und ihre grünen Augen funkelten ihn schadenfroh an. — Rühr ihn nicht an, er wird dich zum Krüppel schlagen. Wie wirst du dann in die Fabrik gehen?

— In die Fabrik?

— Jawohl!...

— In die Fabrik, sagst du?

— Hast's doch gehört... man wird sie für dich bauen... Sie zischte die Worte, wie Gift.

Blinde Wut erstickte Andrij.

— Du juckst mich, du Krätze? Jucke, jucke nur, bis ich dich nicht gekratzt habe! Sage lieber, hast du deine Acker besät? Hat man dir viel zugeteilt? Wo sind diese Herrchen, denen du die Hände geleck't hast?...

— Wo denn sonst? Sie bauen dir doch eine Fabrik...

— Fängst wieder dasselbe an?...

Andrij prügelte Malanka. Sie lag auf der Bank und stöhnte laut, er aber irrte durch die kahlen grauen Felder, gleichgültig, ziellos, um nur weiter vom Hause zu sein.

Hafijka weinte. Sie hätte schon lieber in den Dienst gehen wollen.

* * *

Zu Mariä Schutz und Fürbitte kehrte Prokip zurück. Man munkelte, daß er kein Glück gehabt hatte. Anfangs konnte er keine Anstellung bekommen, weil viel mehr Leute angewandert kamen, als man brauchte, und die Preise sanken; dann erkrankte er in Kachowka und lag einen Monat lang, später begab er sich nach Taurien und von dort ins Schwarzmeerland. Abgerissen, krank und ohne Geld kehrte er zurück. Malanka wollte diesen Gerüchten nicht recht glauben. Was die Leute nicht alles zusammenquatschen können! Und, heimlich von den Ih-rigen, lief sie zur alten Kandsjubicha, als hätte sie irgend ein Anliegen an sie. Es stellte sich heraus, daß es wahr war. Prokip ist blaß, ganz fahl im Gesicht, er fällt von einem Windstoß um und liegt die meiste Zeit, und die alte Kandsjubicha erzählt mit Tränen, wie sie ihren Sohn nur mit Mühe von den Läusen gereinigt hat. Wo soll er an eine Heirat denken! Man glaubte, er wird für die Hochzeit verdienen, nun aber sei so ein Jahr gekommen, daß nicht einmal das Brot ausreichen werde.

Traurig kehrte Malanka nach Hause zurück und erzählte niemanden, was sie gesehen und gehört hatte. Soll das schon mit ihr zusammen begraben werden.

Je näher der Philippstag heranrückte, desto mehr büßte Malanka ihre Ruhe ein. Sie ließ auch Hafijka keine Ruhe. Ein Geist der Reinlichkeit, der Sauberkeit hatte sich ihrer vollends bemächtigt und sie machte sich ganze Tage lang im Hause zu schaffen: sie tünchte zweimal die Hütte, von außen und von innen, bestrich täglich den Ofen und beschmierte die Ofenbank mit rotem Lehm.

Hafijka mußte neue Kosaken und Blumen aus Papier ausschneiden und damit die Wände von der Ecke, wo die Heiligenbilder hingen, bis zur Tür bekleben. Die Flügel der Täubchen, die auf einem Faden vor den Heiligenbildern baumelten, wurden mit neuen, noch grelleren ersetzt und um sich ein Stück Tapete mit roten Rosen zu verschaffen, das unter die Heiligenbilder geklebt wurde, mußte sie alle Eier verkaufen, die einzeln, ein Stück nach dem anderen, gesammelt wurden.

— Warum gehst du so schmutzig umher? — herrschte Malanka die Tochter an und zwang sie beinahe täglich das Hemd zu wechseln, kämmte ihr eigenhändig das Haar und flocht ihr neue Bänder in die Zöpfe. An Herbstabenden machte sie zeitig Licht, legte ihr Sonntagskleid an und, in ihrem sauberen Stübchen sitzend, blickte sie oft nach der Tür, lauschte gespannt dem Hundegebell, war aufgeregt, als hätte sie irgendetwas erwartet.

Manchmal, mitten am Tage, ließ sie ihre Arbeit liegen, schob Hafijkas Kasten aus der Ecke und besichtigte ihre kümmerliche Mitgift, faltete die gestickten Handtücher auseinander, und ließ den gedankenvollen Blick auf die Tochter gleiten. Dann zupfte sie ihren Halsschmuck, ihr Hemd zurecht, glättete die Falten ihres Rockes und schüttelte bekümmert den Kopf, wobei sie sich verstohlen eine Träne abwischte.

Was sie aber nicht gleichgültig hören konnte, das war die Schellentrommel. Sobald aus einer entfernten Ecke des Dorfes unter dem wolkenbedeckten Herbst-

himmel ihr dumpfes Dröhnen ertönte, sprang sie in den Hof, horchte, bemühte sich zu erraten, in welchem Hofe Hochzeit gefeiert wurde, und äußerte solche Neugier, um wen man da oder dort geworben hatte, als ob sie selbst die Hoffnung gehegt hätte, sich bald zu verheiraten. Sie lebte in ständiger Spannung, ihre Bewegungen wurden lebhaft, nervös und ihre kleinen schwarzen Augen glänzten unruhig.

Die Schellentrommel aber dröhnte. Angefangen von der Mitte der Woche, gingen die Bräute mit gelösten Zöpfen auf den Straßen umher und fielen den Nachbarn zu Füßen, indem sie sie zur Hochzeit einluden, oder ein Hochzeitszug watete im Schmutz und füllte mit Liedern die kalte Luft. Malanka sprang in einem Hemde auf die Hausschwelle, stützte den Kopf auf die Handflächen und verfolgte gierigen Blickes den Hochzeitszug, sie fror und merkte es nicht. Sie war unsäglich gereizt.

Jeder verlobte Bursche, jedes Mädchen, das seine Handtücher dargereicht hatte*, verloren plötzlich in ihren Augen jeglichen Wert, waren keines guten Wortes wert.

— Er hat um sie angehalten! Hat sich da was rechtes geholt! — zischte sie mit einem schiefen Lächeln. — Wird fremde Kinder und eine liederliche Frau ernähren... Als ob nicht alle wüßten, daß sie nicht mal Brot zu backen versteht, sie versteht nur mit den Burschen zu wiehern....

— Die hat ihr Leben verpfuscht, mit diesem Faulpelz.... Pockennarbig, näselnd und dazu noch ein Dieb: voriges Jahr hat er einen Sack Getreide vom Dreschboden stibitzt.....

Wenn sie aber Frauen begegnete, die erwachsene Söhne hatten, wurde sie honigsüß und pries ihre Tochter: „Gott sei Dank, so'n fleißiges, so'n gutes Ding, gehorsam, wie ein Kälbchen...“

Die Zeit zog sich dahin.

* Altertümlische Hochzeitssitte im ukrainischen Dorfe.

Einen Abend nach dem anderen saß sie mit Hafijka in der feierlich geschmückten Stube, in reinlicher Kleidung, als warteten sie auf einen teuren Gast, der gleich vor der Hütte erscheinen, die Hunde aufschrecken und die Tür öffnen wird. Malanka hielt sogar in der Vorratskammer, zwischen altem Gerümpel eine Branntweinflasche versteckt, von der niemand, außer ihr selbst, etwas wußte.

Ringsum aber schallten Laute der Musik, die Schellentrommeln dröhnten und betrunkene Lieder scheuchten die nächtliche Stille auf. Niemand erschien. Die schiefen Wände der Hütte spreizten die Seiten, zwinkerten in den Ecken mit ihren Runzeln — den Schatten, — die papierenen Kosaken stemmten die Hände in die Seiten, sie standen in einer Reihe und blickten schweigend ins matte Licht des Lämpchens, die schmucken Täubchen drehten sich vor den Heiligenbildern, und die langen Schatten von den Flügeln huschten über die niedrige Decke. Peinvolle Unruhe wuchs wie ein Baum aus einem Samen in Malankas Seele. Wird denn niemand kommen? Wird niemand um sie anhalten? Alle Burschen im Dorfe spuckten in ihrem Kopfe herum — die reichen, die mittleren und selbst die armen, obwohl sie länger bei den reichen verweilte. Sie grübelte nach, überlegte und hoffte noch immer. Manchmal glaubte sie, Hafijka sei selbst dran schuld.

— Du Tölpel! — schrie sie die Tochter an, wenn diese zufällig die Spindel aus der Hand ließ oder wenn sie sich an irgend etwas stieß, was ihr im Wege stand. — Was für eine Wirtin soll aus dir werden, wenn du keinen Schritt tun und nichts ordentlich machen kannst? Eine Strafe Gottes, aber kein Mädchen, — ärgerte sie sich wieder: — wie hast du dich gekämmt? Wer wird dich, so 'ne Schlampe, nehmen? Warum schweigst du? Verstehst du nicht zu reden?... Wirst schon sehen... du wirst auch dein Glück so verschweigen... Alles nicht so, wie anderer Leute Kinder....

Als sie aber die Tränen in Hafijkas Augen sah, verstummte sie, Mitleid erfüllte ihr Herz und entrang sich

ihr in einem langen Seufzer... Sie wußte bereits, welches Los ihr Kind erwartete. Sie wird den Weg der Mutter gehen müssen... O, sie wird es müssen...

Mit gesenktem, mit schweren Gedanken beladenem Kopf lauschte sie den letzten Tönen der im Dorfe verklingenden Hochzeitsmusik, mit denen ihre letzten Hoffnungen, ihre letzten Erwartungen schwanden....

* * *

Es regnet. Kalte Herbstnebel wirbeln in der Höhe und lassen ihre nassen Zöpfe auf die Erde herab. Schwermut, Hoffnungslosigkeit schwimmen in grauen Fernen und Trauer schluchzt leise. Es weinen die kahlen Bäume, es weinen die Strohdächer, die kümmerliche Erde weint in Strömen und weiß nicht, wann sie lächeln wird. Graue Tage werden durch finstere Nächte abgewechselt. Wo ist der Himmel? Wo ist die Sonne? Miriaden winziger Tropfen, wie erstorbene Hoffnungen, die sich zu hoch emporgeschwungen haben, fallen hinab und schwimmen, mit Erde vermischt, in schmutzigen Strömen dahin. Es gibt keinen freien Raum, keine Zerstreuung. Schwarze Gedanken, Herzleid kreisen hier über dem Kopfe, schweben in den Wolken, rollen im Nebel und man hört neben sich leises Schluchzen, als würde man einen Toten beweinen...

Ein kleines, graues verweintes Fensterlein. Durchs Fenster können sie beide — Andrij und Malanka — sehen, wie die in der Suche nach Verdienst Ausgerückten den kotigen, aufgeschwemmten Weg gehen. Sie gehen und gehen, schwarz, gebückt, naß, unglücklich, wie der Herbstregen, wie verkrüppelte Kraniche, die von ihrer Schar abgekommen sind. Sie gehen und verschwinden in grauer Ferne....

In der Hütte herrscht trübes Dämmerlicht. Die kleinen Fenster lassen fahles Licht durch, die feuchten Winkel schauen verdrießlich drein, die niedrige Decke drückt, es weint das gramvolle Herz. Mit dieser unendlichen Bewegung, mit diesem unaufhörlichen Fallen der

winzigen Tropfen, schwimmen auch die Erinnerungen. So, wie diese Tropfen, sind auch die Lebenstage, die jungen Kräfte, die jungen Hoffnungen gefallen und im Schmutz entschwunden. Alles wurde anderen hingegeben, Stärkeren, Glücklicheren, als ob es so auch sein mußte.

Als ob es so auch sein mußte.....

Und der Regen fällt.... Die Alten sitzen im Dämmerlicht wie zwei bucklige Schatten, als ob sie die von Guds aufgegebene Aufgabe lösen würden: ob die Ziege zum Stroh kommen wird?

Sie wird wohl kommen.....

Tschernigow.
1903.

ZWEITER TEIL

Reichlicher Schnee war gefallen, und Andrij schaufelte freudig einen Fußsteig von der Schwelle bis zur Pforte. Das war doch Arbeit, ein Mensch soll doch nicht ewig in der Stube hocken, wo der Hunger mit seinem leeren Auge leuchtet und Elend in den feuchten Winkeln herumlungert. Denn, „gnädiger Herr“, die letzten Zeiten sind gekommen: man wäre froh, etwas zu verdienen, doch bot sich keine Gelegenheit dazu. Man weiß nicht, wie man den Winter überstehen werde. Malanka ist schwarz, ganz zusammengeschrumpft, sie senkt und sticht nur mit den Augen und hustet, so daß die Scheiben klirren... Hast ein Hochzeitsandenken, Malanka... Jawohl... Als der junge Herr Lolo, der aus dem Nachbarsgute, bei unserem Gutsherrn die Tochter freite, da war die Alte ganz wie von Sinnen! Womit werde ich ihnen entgegenkommen, wenn sie nach der Trauung vorbeifahren werden — mit Gerstenbrot? Sie hat bei ihnen gedient, der junge Herr ist vor ihren Augen aufgewachsen... Sie lief im Dorfe umher, war ganz vom Regen durchnäßt, durchfrozen, bis sie sich irgendwo ein Weißbrot erbeten hatte. Wohl bei der Frau des Schmiedes. Der junge Herr gab ihr zwar zwei Fünfzehn-Kopekenstücke, aber das eine mußte sie der Mariane abgeben, denn als sie das Stechen in der Brust bekam, da hätte sie beinahe die Seele ausgehaucht. Jetzt hast du's — huste, mein Herzlieb... spucke die herrschaftliche Gunst aus der Brust heraus...

Andrij reckte sich gerade und steckte die Schaufel

in den Schnee. Er war erhitzt, er dampfte, wie ein Ofen, Schnurrbart und Augenbrauen waren milchweiß geworden.

Das Dorf war bis zur Hälfte mit Schnee verschüttet. Die niedrigen Hütten duckten sich unter der blauen Himmelskuppel, wie Weiber in weißen Kopftüchern, die in der Kirche niederknien; hinter dem Dorfrande glitt das Auge über weiche, schneebedeckte Felder und sah bis zum Horizont nichts, worauf sein Blick hätte haften bleiben können.

Andrij griff wieder nach dem Spaten und fing den verlorenen Gedankengang wieder auf. Er denkt sich so: wie es mit dem Menschen an irgend einem Tage beginnt, so geht's auch weiter... Die Alte sagt, sie hatte es gewußt, und er hatte nicht mal darauf gehofft. Wohin denn! Daß ein Wirtssohn eine Arme nehmen würde? Daß Prokip um Hafijka anhalten sollte? Und doch war es gekommen. Sobald Weihnachten aus war, kamen die Freiwerber 'rein, aber es ist nichts draus geworden. Das Mädäl war bockig und ließ sich nicht dazu bewegen. Ihm war's gleich, für Malanka war's aber ein großer Kummer. Sie schief die Nächte nicht, träumte nur davon, ihre Tochter mit einem Wirtssohne verheiratet zu sehen, das Feld zu pflügen, im Gemüsegarten zu pflanzen... Ha-ha! Lecke dir die Lippen, Malanka,.. Das Mädäl will nicht. Paß auf, ob nicht der Marko in ihrem Kopfe herumspuckt?... Vielleicht sind seine Knochen schon verwest, vielleicht ist er irgendwo im Gefängnis gestorben... Wie eine frische Gurke war das Mädäl, und ist nun wie eine Nonne geworden. Ist abgemagert, schweigt und hat was gegen den Vater. Woran ist er aber schuld? Hat er denn etwa den Guschtscha ins Gefängnis gesteckt? Denn daß er, der „gnädige Herr“, ein Aufwiegler ist, das ist wirklich wahr: man wußte, was man mit ihm tat....

O, da ist er schon wieder müde. Ganz schwach ist er diesen Winter geworden, ist abgehungert. Im Sommer, da geht's noch irgendwie: eine kleine Rübe, eine Zwiebel, dann angelt man mal ein Fischlein.

Na, worauf sollte denn Prokip warten? Er freite eine andere. Jawohl... Malanka weinte schier vor Är...

— Heda! Der Fabrikant! Seht doch, wie er sich abmüht, damit die Frau keine nassen Füße bekommt, zum Teufel noch einmal... Guten Tag!

— Pfui, Teufel! Wie ihr mich erschreckt habt, Choma... Gebe Gott... Wißt Ihr, ich bin jetzt so furchtsam geworden, daß ich mich vor meinem eigenen Schatten fürchte...

— Hast du denn eine Seele? Du, Hasenfuß...

Choma spottet augenscheinlich. In den Falten des alten bartlosen Gesichtes lauert tiefe Feindseligkeit.

Andrij ist schon daran gewöhnt. Er weiß, seitdem der Gutsherr Guds fortgejagt hatte, steckt der noch tiefer im Elend, und dennoch sagt er:

— Euch ist's gut, Choma, weil Ihr allein dasteht, und ich habe drei Mäuler im Hause.

— Ha-ha!... Mir? Gebe Gott, daß es ihm so leicht zu sterben, wie mir zu leben sei... Bestelle mal Bier, dann werd' ich dir eine Neuigkeit sagen.

— Wo denn! Ich habe schon vergessen, wie es schmeckt... Über die Fabrik? Ach, da hat man schon viel geredet...

— Du glaubst nicht? Der junge Herr Lolo baut eine Branntweinbrennerei.

— Was sagt Ihr?

— Ich sag's dir, das stimmt! Aus der alten Zuckerfabrik wird man eine Branntweinbrennerei machen, auch ein Haus baut Lolo für sich, soll er platzen....

— Was sagt Ihr? Woher?

— Er glaubt nicht, der alte Kauz... Wirf deine Schaufel hin, wollen wir gehen....

— Wohin?

— Frage nicht, sondern gehen wir.

Andrij drehte die Schaufel in den Händen und sah Guds ungläubig an. Schließlich steckte er den Spaten in den Schnee und war gleich darauf schon jenseits des Tores.

— Weshalb hast du die Schaufel hingeworfen,

jemand kann sie noch stehlen, du! — hörte er Malankas-Stimme, aber er sah gar nicht nach ihr.

Er watete im Schnee, Choma nacheilend. Choma stellte seine Beine ebenso entschlossen und böse, wie er sprach, und warf den Schnee auseinander, wie ein Pferd. Andrij schnaubte laut, seine Blicke eilten vorwärts, den steinernen Mauern entgegen, die, wie es schien, schon von lebendiger Arbeiterbewegung bebten, schon Rauchsäulen aus ihren Schornsteinen spieen.

„Diesmal betrügt mich Choma nicht“, — pochte Andrijs Herz.

Sie gingen durch das menschenleere, mit Schnee verschüttete Dorf, wie durch einen öden Wald, den man schneller durchqueren wollte, um freie Weiten zu erblicken.

Als endlich auf einer Anhöhe die schwarzen Ruinen der Zuckerfabrik vor ihnen auftauchten, sah Andrij für einen Augenblick deutlich den Rauch, hörte den wohlbekannten Lärm. Die Rauchschwaden verschwanden zwar sofort, dafür aber wimmelte um die Zuckerfabrik ein Haufen Menschen und schwarze Fuhrwerke hoben sich vom Schnee ab.

— Wohin läufst du? Wirst noch rechtzeitig kommen....

Andrij winkte abwehrend mit der Hand. Ach, was geht ihn jetzt Choma an... Er sah schon eine Reihe von Schlitten mit Baumstämmen, Balken, mit roten Ziegeln gefüllte Bastkörbe, die wie Schüsseln mit Beeren aussahen, zottige, in ihren eigenen Dampf gehüllte Pferde, gebogene Rücken, gehobene Peitschen... Hü hott... Hü hott!....

Auf dem Hofe stand der Verwalter und nahm, unter Lärm und Geschrei, das Material entgegen.

Andrij lief von einem Schlitten zum anderen, betastete das Holz, klopfte auf die Ziegelsteine, schaute jedem in die Augen, als würde er fragen, ob es wahr sei? Er nahm die Mütze vor dem Verwalter ab und stand lange schweigend da.

Er kam auf Choma zu und lächelte.

- Wird sie da sein?....
- Jawohl....
- Eine Branntweinbrennerei?
- Ich hab's doch gesagt...

Andrijs gelblich-grüne Augen funkelten, wie Eis, das in der Sonne schmilzt. Sie liebkosten die schwarzen verräucherten Wände der Zuckerfabrik, die runden gelben Balken auf dem weißen Schnee, sie lachten die Ziegelhaufen, den Bart des Verwalters, der grau vom Frost war, an. Jetzt, „gnädiger Herr“, wird man schon Voll-dampf geben... Der Mensch wird nicht mehr vor Hunger verrecken, wohl... Wenn die Zeit um ist, gibt es fertiges Geld. Ja, ja, Malassja, da hast du den „Fabrikanten“.....

— Na, Choma, sie wird sein. Schau mal einer, schau mal einer...

Doch aus Chomas Augen zischten zu Andrij grüne Schlangen.

— Weshalb freust du dich? Glaubst wohl, sie werden Schnaps brennen? Das Blut werden sie aus dir brennen und nicht Branntwein. Willst Brot verdienen? Und 'nen Buckel wirst du dir nicht verdienen? Wirst's schon sehen! Ihnen wird der Bauch bis über die Nase wachsen, und aus dir wird man die Sehnen herausziehen, hol's der Teufel mit allem Drum und Dran...

— Wartet, Choma....

— möge das alles verbrennen und die Asche sich zusammen mit dem Lug und Trug verwehen...

— So wartet doch, Choma....

— Worauf soll ich warten? Er denkt — eine Branntweinbrennerei. Einen Sarg bereitet man dir, vier Bretter und ein Loch. Und basta.

— Wie Ihr doch bloß seid, Choma....

Doch es war unmöglich, Guds zum Schweigen zu bringen. Er jagte, wie von einem Hügel herunter.

— Ich hätt' es gleich — eins-zwei — zertrümmert, hol's der Teufel, hätt' es der Erde gleichgemacht, damit die Erinnerung darüber in alle Ewigkeit vernichtet wird...

Choma winkte mit den Händen und stampfte mit dem

Fuße. Jede Runzel zitterte auf seinem bartlosen Gesicht und man sah, wie sein Körper wie eine Sprungfeder unter dem alten Rock zuckte.

Andrij sah Guds entsetzt an. Er hatte sogar seine Zunge im Munde vergessen.

Was war mit Choma los? Was spricht er da? Man muß doch von irgendwas leben... Geht es denen etwa besser, die sich auf ihrem winzigen Landfleckchen herum-buddeln und manchmal kaum die Saat zurückbekommen. Oder dem, der seine Kräfte in die herrschaftlichen Felder vergräbt, und wenn Krankheit, Gebrechlichkeit oder das Alter kommt, wie ein Hund unter dem Zaune verrecken muß? Herrgott, was sagt er nur bloß...

Chomas Erregung legte sich allmählich. Wut und Flüche wurden plötzlich mit heiserem erkaltetem Lachen abgewechselt...

— Ha-ha! Nun, bestellst du Bier? Du bist mir eine Bewirtung schuld. Heidi, zu Mendel.

Andrij lächelte schuldbewußt. Warum sollte er auch nicht bewirten? O, wie gerne hätte er selbst an diesem Freudentage Bier getrunken, aber...

— Glaubst es mir, Choma....

— Na, na... du hast nichts? Hol dich der Teufel... auch mir ein „Fabrikant“! Ich gehe...

Andrij blickte Choma nach, doch ehe noch die gebeugte Gestalt verschwunden war, verstummte das Zischen der grünen Schlangen, die sengenden Worte erstarben und nur eins klang in Andrijs Brust — die Branntweinbrennerei!

Er wollte dies Wort nochmals hören. Er stand vor dem Verwalter und fingerte an seiner Mütze herum.

— 's wird eine Branntweinbrennerei sein?

— Eine Branntweinbrennerei.

Da war's. Jetzt ist es schon sicher. Er fühlte Stolz, Selbstachtung, als ob nicht der junge Herr Lolo, sondern er selbst die toten Wände der Zuckerfabrik beleben, die Räder, die Schwungrriemen, die Maschinen und die menschliche Kraft in Bewegung setzen wird.

Dorf, Ackerbau, Land....

Wie arm, wie kümmerlich das alles ist...

Maulwürfel! Sie verkriechen sich im Winter in weiße Höhlen und wenn der Frühling kommt, da beginnen sie die Erde zu quälen, ihr die Brust aufzuschneiden. Erde, gib uns Nahrung! Und die Erde stöhnt, trocken, erschöpft, kraftlos, in Flecken zerrissen. Anstatt der Nahrung, gibt sie ihr Blut. Sie gebärt kein Brotkorn, sondern Kornraden, Disteln, Unkraut... Nähre dich damit!

Währenddessen wachsen, vermehren sich die Hungernden, winden sich, wie eine in Stücke zerhauene Schlange.

Ihr habt euch zu sehr vermehrt. Wenn doch der gnadenreiche Gott eure Zahl durch einen Krieg oder eine Seuche verringern würde. Vielleicht wäre es da leichter auf der Welt.

Nun, was geht ihn das an? Er hat kein Land! Die Branntweimbrennerei wird ihm Brot geben... Choma schwatzt Unsinn...

Du hast umsonst gelacht, Malassja. Andrij Wolik hat gesagt, es wird eine Branntweimbrennerei geben, — und sie wird sein.

* * *

Hafijka trat in die Stube ein und drückte die verfrorenen Hände an den Ofen.

— Ich hab' vergessen, daß der Ofen kalt ist, — sprach sie mit einem schuldbewußten Lächeln.

Malankas geröteten Augen wandten sich ihr zu.

— Mit wem hast du dich im Flur unterhalten?

— Prokip ist dagewesen.

— Prokip? — Seit er verheiratet war, konnte Malanka seinen Namen nicht hören.

— Was will er?

— Er ist zu mir gekommen.

— Zu dir? Weshalb?

— Bücher hat er gebracht.

— Mag er sie seiner Frau bringen, und nicht dir.

Sie wollte die Tochter mit ihrem Blick verletzen,

aber es gelang ihr nicht. Ätzende Tränen kamen ihr in die Augen, sie mußte die Augen mit den Fäusten zu decken.

Jetzt weinen Malankas Augen schon ganz von selbst. Im Laufe des Herbstes und des Winters hatte sie so viel Tränen vergossen, daß sie sich schon daran gewöhnt hatte. Denn Frost und Unwetter war nicht nur in der Natur, sondern auch im Herzen hereingebrochen. Die Hoffnungen fielen, wie Laub von den Bäumen, sie sind spurlos verweht und jetzt ist es dort kahl, wie im Walde. Schnee liegt jetzt im Herzen, dort heulen die Wölfe. Der Herrgott wollte seine Gerechtigkeit nicht zeigen: das herrschaftliche Land war, nach wie vor, herrschaftliches Land geblieben. Umsonst hatte Malanka Samen gesammelt, umsonst hatte sie Hoffnungen gehegt. Die Päckchen mit den Samen hingen so lange unter den Heiligenbildern in der Stube, daß sie ihr ein Dorn im Auge wurden. Schließlich nahm sie sie herunter und schaffte sie in die Vorratskammer. Genug des Selbstbetruges. „Warum nimmst du sie herunter? Wenn der Frühling kommt — wirst du die Felder besäen.“ Das war Andrij, der so ihre wundeste Stelle berührte.

Malankas trockenen Lippen preßten sich bei der bloßen Erinnerung schmerzlich zusammen.

Sie sind zu Dritt, — und allen ist dasselbe Schicksal gesichert. Kälte und Hunger und Hoffnungslosigkeit. Tagelang saßen sie in der ungeheizten Stube und kochten kein Essen. Funkelten sich gegenseitig aus haßerfüllten Augen an, bissen einander mit blutigen Worten. Wie wilde Tiere. Um nicht zu erfrieren, hackte Andrij des Nachts im Stillen Weiden am Wege oder nahm ein Dach in den verlassenen Nachbarshütten auseinander. Wenn sein Gewissen ihn nicht dran verhindert hätte, — würde er stehlen. Dann kam das Stechen in der Brust, der Husten wollte ihm keine Ruhe geben. Alle Eingeweide wollte er heraushusten, des Nachts konnte niemand schlafen. Ringsum — leer, traurig. Hafijka wandelt wie eine Nonne umher. Sie schweigt, sagt kein Wort. Als ob Malanka es auch ohnedies nicht wüßte?..

— Schau mal einer, er bringt Bücher... Hättest du ihn geheiratet, da hättet ihr zusammen gelesen.

— Laß das, Mutter.

— Auf wen wartest du? Auf Guschtscha? Du siehst doch das Elend. Vater wird nicht viel verdienen, ich bin gebrechlich, von Arbeit ganz schwarz geworden — aber was haben wir davon? Und Prokip....

Ach, wie das langweilig ist, wie langweilig, immer ein und dasselbe zu hören!...

— Klage nicht, Mutter. Ich werde in den Dienst gehen.

Malanka biß sich auf die Lippen.

— Ich werde mich auf dem Gutshof einmieten. Oder bei Pidpara — man sagt, er suche eine Magd.

Malankas Augen wurden rund vor Entsetzen. Einen Augenblick lang huschte etwas altes, halbvergessenes an ihnen vorüber. Sie hob die Hände, als hätte sie jemanden fortjagen wollen.

— Schweig schon lieber.

— Bei Gott...

Da taute Malanka plötzlich auf. Weshalb soll man sich beklagen, wenn bald alles besser werden wird. Sie werden irgendwie den Winter überleben, der Frühling ist nicht fern. Andrij wird sich sicher beim Gutsbesitzer verdingen, die Leute werden anfangen, ihre Gemüsegärten umzugraben, man wird Erwerb kriegen.

Malankas Stimme wurde wärmer, als würde sie sich von der Sonne erwärmen, die vor dem Hause still unterging. Der goldene Horizont hatte einen Altar aus dem Fenster gemacht, der Ofen glühte rot, als ob es drinnen brennen würde, die Worte flossen ruhig, wie die letzten Strahlen, und erloschen langsam in den abendlichen Schatten. Einzelne Worte nur drangen ab und zu an Hafijkas Gehör. Dieser sanfte Ton erweckte bei ihr Erinnerungen, versenkte sie in Gedanken.

„Wüßte ich nur, wohin — zu Fuß wär ich zu ihm gegangen. Damit er nicht glauben solle, ich hätte mich von ihm abgewandt. Ich würde sagen: ich habe deine Lehre nicht vergessen, Marko: du hast ein Wort gesät,

und aus ihm sind zehn geboren.... Man hat dich hinter Gitter gesteckt, aber dein Wort geht durch die Welt..."

— ...die Erntezeit wird kommen, wir werden ernten, werden Brot verdienen, und im Herbst...

„Wer treu liebt, der hätte die ganze Welt mit dem Worte des Geliebten besäen wollen... Man mißhandelt dich, und ich,— habe ich etwa wenig Qualen ertragen? Sieh, wie ich geworden bin. Täglich trauere ich um dich, täglich kreist mein Gedanke um dich herum..."

— ...es wird dich doch noch irgend jemand freien.... dein Glück ist noch in Gottes Hand...

„Ich warte auf dich und schaue nach dir aus. Wenn nicht mit dir, dann mit niemand. Mein einziger Trost ist, daß ich mit dir spreche, obwohl du es auch nicht hörst"...

Das Fenster erlosch allmählich.

Die Erde war der Sonne satt und begab sich zur Ruhe. Blaue Schatten entfalteten ihre Tiefe, empfangen, wie auf ein weiches Lager, Hafijkas Träume, Malankas Hoffnungen.

* * *

Malanka wollte nicht glauben. Wieder hat dieser Guds etwas zusammengefaselt. Andrij¹ veränderte sich im Gesicht, so böse war er. Er hatte es doch mit eigenen Augen gesehen. Nicht nur Choma allein,— der Verwalter hat es gesagt. Der Schnurrbart wurde noch weißer auf dem roten Gesicht und die Augen quollen aus ihren Höhlen. Malanka zuckte mit den Achseln, zog jedoch ihren Schafpelz an und lief nach dem Gutshof. Jetzt war das schon ihre Sache. Der junge Herr Lolo muß Andrij anstellen, sie hatte doch bei ihnen gedient, hatte für sie gearbeitet. Malanka hustete lange in der Küche, bis endlich der junge Herr erschien. Nun der junge Herr war, wie eben junge Herren sind, er machte sich ein bißchen über die Alte lustig, aber dennoch stellte er Andrij an. Als Gehilfen des Verwalters.

Das gab eine große Freude. Jetzt brannte im Ofen schon täglich ein lustiges Feuer, es roch schmackhaft

nach Rübensuppe oder nach Klößen und wenn Andrij in der Dämmerstunde heimkehrte, frisch vom Winde, mit einem Frostgeruch, der allen Falten seiner Kleidung entströmte, da bemühte sich Malanka ihm alles zum Gefallen zu tun und die Hochachtung der Wirtin gab sich in allen ihren Bewegungen kund.

Nach dem Abendbrot rückte Andrij näher an den Ofen und nahm seine Pfeife aus der Tasche. Die rote Glut zwinkerte ihm mit bläulichem Auge zu, blinzelte, schoß Sterne nach ihm und hüllte sich schließlich für die Nacht in eine graue Aschedecke. Hafijka klapperte mit den Löffeln, plätscherte mit lauwarmem Wasser und Malanka lauschte, die Hände gefaltet, andächtig den Erzählungen darüber, wieviel Ziegel man gebracht hatte, welches Holz gebracht wurde und aus welchem Grunde, daß der Verwalter nichts verstehe und wenn Andrij nicht dagewesen wäre, da würde nichts aus der ganzen Sache werden.

Im Frühjahr, als die eigentliche Arbeit begann, wurden die Gespräche mannigfaltiger und entfalteten sich. Andrij war wie im Fieber. Es schien ihm, daß alles sehr langsam von statten gehe, daß der Aufbau kein Ende nehmen werde. Das war seine Branntweinbrennerei, er war es, der sie aufbaute und sogar Malanka lief, von seiner Stimmung angesteckt, häufig nachzusehen, wie die Arbeit vorwärts schreite. Sie vergaß sogar über ihre Träume vom Land und lebte ein gemeinsames Leben mit Andrij.

Endlich, eines Tages, gleich nach Pfingsten, atmete der hohe Schornstein der Branntweinbrennerei eine Rauchwolke aus und aus den ehemaligen Ruinen der Zuckerfabrik ertönte ein gellender Pfiff.

Andrij sprang von seinem Platz auf. Er beugte sich vor, reckte den Hals und fing diesen Ruf der „Maschine“ lange aufmerksam mit seinen Ohren auf, als fürchte er, auch einen Laut zu verlieren.

Dann wandte er sich an seine Frau, mit strahlendem Gesicht und schweißbedeckter Stirn:

— Hörst du, Malanka?

Malanka hörte es.

— Das da — das ist nicht Land, welches man angeblich teilen wird... Das ist, „gnädiger Herr“, schon kein Spaß mehr, sondern eine Branntweinbrennerei...

Malanka seufzte. Sie schaute nur auf ihre schwarzen und dünnen Hände, die nach anderer Arbeit verlangten, und fühlte, wie ihre Träume fielen, tief, bis auf den Herzensgrund.

Noch am selben Abend ging Andrij zur Nachtschicht

* * *

Obwohl seit den Vorfasten, als Prokip geheiratet hatte, wenig Zeit vergangen war, schien es Hafijka, daß Prokip gewachsen und sogar gealtert war. Er stand vor ihr und sprach, sie aber musterte seine breiten Schultern, das ruhige Gesicht, auf dem unerwartet ein Bart gewachsen war und männliche Würde sich abprägte. Es schien ihr, daß seine grauen, etwas kalten Augen nicht sie anblickten, sondern in sein eigenes Innere, in sich selbst schauten und deshalb waren die Worte fest und vollgültig wie gutes Korn. Sie hatte auch gehört, daß die Reichen ihm zürnten.

— Am meisten grollt mir Pidpara. Sonntags schrie er auf der Dorfversammlung — „solche, wie Kandsjuba, gehören nach Sibirien! Er hat hier Zeitungen angeschafft, liest den Habenichtsen Bücher: wiegelt das Volk auf. Wirft Papierchen auseinander.“ Wenn er mir aber begegnet, da fragt er gleich: „Na, was hört man dort? Was schreibt man neues über den Krieg?“ Mutter macht mir auch Vorwürfe: „Ihr brennt Licht, das kostet aber teuer.“

— Nun, und Marie?

Prokip maß sie mit einem prüfenden Blick. Hafijka stand da, kräftig, von der Sonne gebräunt, mit einem feinen Flaum auf Händen und Füßen, wie eine goldene Biene. Sie senkte die Augen und war eifrig bemüht, irgendeinen Grashalm zwischen zwei Zehen zu fangen.

— Marie? nun, sie ist eine Frau wie alle... Sie liebt nur unter Menschen zu sein, um da was zu hören und

selbst etwas dazwischen zu sagen. Es ist nicht so geworden, wie ich dachte. Ich brauchte eine Genossin, aber du hast's ja nicht gewollt.

Der Grashalm wollte sich nicht zwischen die Zehen fangen lassen.

— Laß das, Prokip, genug.

— Ich sag ja nichts. Man ruft das Leid nicht herbei, es kommt zu dir von selbst. Du wartest noch immer auf Guschtscha?

Hafijka hob den Blick auf Prokip.

— Diese Nacht hat mir Marko geträumt.

— Ach, ich hätt' es beinahe vergessen. Onkel Panas ist mir heut' morgen begegnet: „Ich werde zu euch kommen, — sagt er, — um zuzuhören, worüber sich dort die Weisen beraten...“

— Es träumte mir, ich hätte eben beendet die Flugblätter zu verteilen und nehme schon das letzte heraus, um es in Petros Viehstall hineinzustecken, da klapst mich jemand auf die Hand. Ich erstarrte vor Schreck. Wie ich da hinsehe — das ist Marko. So böse. „Ich sitze für euch im Gefängnis, — sagt er, — und du — so säest du meine Worte? Zeige deine Hände.“ Und ich schäme mich furchtbar, daß die Hände leer sind, ich wage nicht die Augen aufzuschlagen, wage ihm nicht meine Hände zu zeigen. Ich möchte mich rühmen, aber die Stimme versagt mir... Hörst du, Prokip, wann wirst du mir neue geben? Ich habe keine mehr.

— Auch ich habe keine. Nächste Woche geh' ich nach der Stadt, da bringe ich welche mit. Du aber laß dich blicken.

Prokip umfaßte Hafijka mit dem Blick. Drall, gesund, rein, — sie glänzte in der Sonne, wie gutes Ackerland, wie eine volle Ähre, und ihre Augen waren tief und dunkel, wie der Grund eines Brunnens.

Diese Augen bezauberten ihn. Prokip seufzte.

Aber — ob du seufzst, oder nicht, es wird nun mal nicht anders sein.

Er wollte seine Seele wenigstens mit einem Wort erleichtern, so wie eine Wolke das Bedürfnis fühlt, ihre

Schwere zu ergießen, und er sprach. Denn was ist sein eigener Schmerz — ein Nichts. Der Weltschmerz ist groß. Er hat ihn zur Genüge gesehen. Zu Hause und draußen in der weiten Welt. Überall sind die Armen unten, die Reichen oben. Unten, im Tal sind Tränen, oben — ist Hohn. Die Menschen wälzen sich im Staube, wie Unkraut am Wegrand, vom Starken, vom Reichen niedergestampft. Und niemand ist da, der gerufen hätte: Erhebe dich, Volk, strecke deine Hand nach deiner Gerechtigkeit aus! Wenn du sie selbst nicht nimmst, wird sie dir niemand geben. Derjenige ist wohl noch nicht geboren, auf den sie hören werden. Man muß eine große Stimme haben. Und was können wir? Wo ist unsere Stimme? Nur flüsternd sagen wir: steh auf, Iwan, wasche dein Gesicht. Erhebe dich, Petro, es werden unserer mehr sein. Wenn es gelingen würde, wenigstens das zu machen, einige aufzuwecken, da werden schon diese die anderen wecken. Das Unrecht gerinnt wie Blut im Herzen eines jeden, — wenn man die Wunde berührt, beginnt sie zu brennen.

In diesen Klagen war etwas sanftes, ergebenes, als würde ein Bächlein klagend über kleine Steinchen rieseln.

Nein, Marko ist anders. Wie ein brausender Strom würde er die Steine^e herausreißen, die Ufer aufwühlen, würde Bäume mit den Wurzeln ausroden. Auf ihn würden alle hören.

* * *

Jetzt waren für Malanka bessere Tage gekommen. Andrij hatte Arbeit und obgleich er auch nicht seinen ganzen Lohn nach Hause brachte, litten sie dennoch keinen Hunger. Sie kam auch selten mit Andrij zusammen, denn er ging nur zur Nachtschicht, am Tage aber schlief er oder trieb sich zusammen mit Choma irgendwo herum. Malanka und Hafijka verdienten auch, und verbrachten die Tage auf fremdem Acker. Doch konnte Malanka keine Ruhe finden. Die Gerüchte über Landverteilung lebten im Frühling auf, gleichsam als würden sie zusammen mit den Gräsern aufkeimen und entfalte-

ten sich mit ihnen zusammen. Trotzdem sie ihre einstigen Hoffnungen zusammen mit den Samenpäckchen in den Staub geworfen hatte, pochten sie jetzt wieder an ihrem Herzen. Von Mund zu Mund, von Hütte zu Hütte, von Dorf zu Dorf verbreitete sich die freudige Nachricht: man wird das Land verteilen. Wer hatte es als erster, wer als letzter gesagt — danach fragte niemand. Die Gerüchte kamen, wie die Wolken, ganz von selbst dahingeschwebt, sie flogen in der Luft umher, wie Blütenstaub während der Blütezeit der Äcker.

— Habt ihr's gehört? Man wird das Land teilen.

— Man wird die Menschen versorgen. Das Elend hat dann ein Ende.

— Das Land ist schon unser. Bald beginnt man es einzuteilen.

— Sogar die Gutsbesitzer sagen: wir geben unser Land ab.

— Die Gutsbesitzer? Glaubt es nicht.

— Na, freilich!

— Natürlich, die haben ja Angst.

Malankas Augen glänzten.

Und da läßt die Erde selbst ihre Stimme hören.

Die Ähre singt zu Malanka, die Wiese lacht mit ihrem Morgentau, mit ihrem Klirren der Sense, die Gemüsegärten locken mit ihren blauen, saftigen Blättern, die fette Erde haucht sie mit Wärme an, wie einst der mütterliche Busen.

Und auf diese Stimme hallt Malankas Herz wider, ihre Hände, die trockenen und schwarzen, die der Erde ihre Kraft abgegeben und von ihr ihre Kraft entnommen hatten.

Zuweilen, mitten bei der Arbeit, stand sie auf und beschaute die Erde.

Im Tal breiteten sich die Felder aus, sie bedeckten die Hügel, saftig, frisch, reich, aber alle fremd. Soweit das Auge reicht, sieht man kein Ende. Aber alle fremd. Und gehören sogar nicht dem Volke, sondern dem Gutsherrn. Wozu braucht er sie? Was wird er mit alledem anfangen?

Das Herz tat ihr weh vom Anblick, doch schon flüsterste das Feld leise und trostreich:

„Traure nicht... man wird teilen... man wird teilen...“

Die Gedanken über das Land weckten Malanka mitten in der Nacht.

Sie erwachte in Schweiß gebadet, erregt. Ihr schien plötzlich, daß das unmöglich sei. Nie wird der Reiche sein Gut dem Bauern abgeben. Sein ist das Geld, sein ist die Macht, was hat aber der Bauer? Nur vier Enden — die Hände und Füße. Daraus wird nichts werden, alles wird so sein, wie es war; bis in alle Ewigkeit wird der Arme auf fremder Arbeit seine Kraft vergeuden, bis zum Grabe wird Malanka kein besseres Los kennen, Hafijka wird ihre Schönheit und Jugend in fremdem Dienst abnutzen, wird schwarz werden, verwelken, so wie ihre Mutter. Nur soviel Land wirst du bekommen, wieviel man dir mit dem Spaten auf die Brust schaufeln wird.

Mit kaltem Schweiß bedeckt, blickte Malanka scharf in die Dunkelheit, als würde sie fragen: wie wird das sein? Doch die Nacht ist finster, blind und taub: sie versteht nur zu schweigen. Indessen rührte sich irgendwo tief unten, heimlich vom kalten Gedanken, ein warmer, kleiner und guter. Er flüsterte Malanka etwas zu und führte sie hinter sich ins Feld.

Das Feld schlägt Wellen im Sonnenlichte, — das ist Gottes Bett, der Flachs blüht blau — man hätte sagen können, der Himmel spiegelt sich in einem kleinen See, auf der Mahd — eine Fuhre. Hafijka stillt ein Kind und das zweite ist neben Malanka: „Großmutter!“ ... Und all das — der fruchtbare Acker, die Fuhre, die Pferde, das Nest, — all das ist dein, dein ureigenes, es ist mit deinem Herzen verwachsen. „Warum hab ich heute rote Stiefelchen angezogen, wie an einem Feiertage... Schau, sie blühen auf dem Felde, wie Mohn...“

Am Morgen fragte Malanka jeden, dem sie begegnete:

— Habt ihr nicht gehört, wird man das Land teilen?
Sie hielt sogar die Frau des Schmiedes an.

— Habt Ihr gehört, meine Liebe, bald soll man uns Land geben.

— Freilich hab ich davon gehört, Malassja. Wie denn sonst? Die Menschen sprechen nur davon, leben nur damit, atmen nur damit. Mein Alter hat beim Gutsherrn noch im Winter eine Deßjatine gekauft, hat Aufgeld gegeben, will aber weiter nicht zahlen. Wozu, sagt er, soll ich das Geld herausschmeißen, wenn das Land sowieso mein sein wird. Mag das Aufgeld verloren gehen. Mir tut es aber auch um das Aufgeld leid. Das fehlt noch, daß man für sein Land zahlen sollte! Keine Kopeke werde ich geben. Ich bestehe darauf, mein Alter soll das Geld zurückfordern, er will es aber nicht. Was geschehen ist, ist geschehen, sagt er. Man wird, man wird das Land teilen. Ihr werdet mehr kriegen, weil ihr landlos seid. Wenn man bloß gerecht teilen möchte, damit die Leute sich nicht in den Haaren liegen sollen...

— O, wenn der barmherzige Gott das geben wollte... Das ist nun schon so, die Menschen leben wie bissige Hunde miteinander. Danke Euch, meine Liebe, für Euer gutes Wort. Mag Euch Gott helfen, wohin Ihr nur Euèr Antlitz wendet...

Malankas Herz schmolz wie Wachs. Sie wunderte sich sogar, daß sie sich früher mit der Frau des Schmiedes so häufig gestritten hatte.

* * *

Marie schlug die Hände zusammen.

— Schaut doch, auch Onkel Panas ist gekommen, um zuzuhören!...

— Darf man's denn nicht? Vielleicht sagt man hier was schlechtes?

Die niedrige, spreizbeinige Gestalt blieb an der Schwelle stehen, schob den knotigen Stock vor, stützte sich darauf und kniff die Augen zusammen. Es schien, ein Weidenstamm hätte seine Wurzeln aus der Erde gezogen und hätte sich zu den Leuten herbeigeschleppt, stämmig, von Unwetter geschlagen, mit dem Geruch

der Erde, auf der er wuchs. Die alte Kandsjubicha lud den Bruder ein.

— Komm, komm doch herein.

Alle wandten Panas ihre Gesichter zu, der Fremde verstummte aber plötzlich, legte die Hände auf den Tisch und blinzelte mit den Augen.

Panas sah sich noch immer in der Stube um.

— Das Licht brennt bei euch schlecht, ich kann euch alle nicht recht unterscheiden.

Er hatte sie jedoch schon erkannt. Neben Hafijka saß Oleksa Besik, der im Dorfe „Anderthalb-Kummer“ genannt wurde. Er hatte soviel Kinder, wie Mohnkörner, und kein Stückchen Land. In der Ecke drückte sich Stepan Mashuga an die Wand, hochaufgeschossen, mit eingesunkener Brust und langen Armen, dessen ganze Figur einem Klappmesser glich. Er lebte nur davon, daß er auf seiner krummbeinigen Mähre die Juden zum Bahnhof fuhr. Hier waren auch Iwan Korotki und Iwan Redjka, Alexander Deineka und Sawa Gurtschin — alles Landlose oder solche, die ihre Erde nicht ernähren konnte.

Da schritt Panas mit seinen großen Stiefeln, in denen es wohl mehr der Fußlappen, als der Füße steckte, über die Schwelle und machte es sich neben Marie bequem.

— Wer ist denn dieser Schwarze da, hinter dem Tisch?

— Der ist aus Jamischtschi gekommen, — erklärte Marie und wandte dem Fremdling ihr Interesse ausdrückendes Gesicht zu.

→ Erzählt weiter, — bat sie.

Jener hörte auf mit den Augen zu blinzeln. Alle wandten sich ihm zu.

— Nun, also, wir versammelten uns sofort, der Schulze war auch dabei, so und so, schreibt die Entschliebung. Wir, Bewohner des Dorfes Jamischtschi, haben beschlossen, daß keiner von uns für den alten Preis beim Gutsbesitzer mehr arbeiten wird. Jetzt bekommt ein Arbeiter ohne Pferd — einen Rubel, einer mit Pferd

— zwei Rubel. Der Arbeitstag muß um ein Viertel kürzer sein...

— Hoho!

— Still! Soll er reden...

— Wir mähen jetzt für die sechste, und nicht für die zehnte Garbe, für das Dreschen verlangen wir das achte Maß, und nicht das dreizehnte...

Das war aber fein! Die Köpfe in den Ecken nickten zustimmend und der langarmige Mashuga klappte wie ein Messer auf und zu, als Zeichen seines völligen Einverständnisses...

— Und wenn nun der Gutsherr darauf nicht eingeht?

Die alte Kandsjubicha drängte sich durch die Menge hindurch und verringerte vorsichtig das Licht der Lampe.

Wirklich, was wird sein, wenn der Gutsherr darauf nicht eingeht?

Der Mann aus Jamischtschi schwieg eine Weile, schaute um sich und haute ab:

— Wenn er darauf nicht eingeht, dann — Streik!

Marie schlug die Hände zusammen.

— Stre-e-ik! Barmherziger Gott!

Panas Kandsjuba wankte nach vorne, wie eine Weide, vom Winde geschüttelt.

— Streik? Was ist's denn?

— Das ist so. Der Gutsherr ruft uns zum Mähen, gut, einen Rubel pro Tag. Willst du's nicht, so mähe selber. Niemand geht auf die Arbeit. Kommt die Ernte — zahle unseren Preis; willst du es nicht — zieh selbst die Bastschuhe an und heidi mit der Sichel ins Feld!

— Ha-ha! Das ist fein!

Eine Lachsalve erschallte im Zimmer, von einer Ecke bis zur anderen. Ganze Reihen der Anwesenden schüttelten sich vor Lachen. Es war, als würde dies Lachen die Menschen niedermähen. Der Gutsherr in Bastschuhen! Ha-ha!

Anderthalb-Kummer schwitzte von der bloßen Vorstellung darüber: seine schweißbedeckte Glatze spiegelte den Schein der Lampe wider. Der Gutsherr in Bastschuhen!...

Der Mann aus Jamischtschi redete immer weiter.

Vor Panas' Augen stand unablässig die lächerliche Figur des dicken Gutsherrn in Bastschuhen, allein inmitten des Feldes, ungelenkt und hilflos. Es war keine leichte Heiterkeit, die Panas' Herz bewegte, sondern der urewige Bauernhaß, der endlich seinen Ausdruck gefunden hatte.

Den Gutsherrn in Bastschuhe stecken!

In diesem Wort war ein ganzes Bild enthalten, ein herrlicher Plan, menschliche und himmlische Gerechtigkeit.

Den Gutsherrn in Bastschuhe stecken!...

Wie war das aber zu machen?

Ja, wie war das zu machen? Der Gutsherr ist nicht so dumm. Wenn die Eigenen es nicht wollen, da wird er Fremde rufen. Der Gutsherr hat immer die Oberhand.

Bei dem bloßen Gedanken, daß Fremde sie daran verhindern könnten, daß sie gegen die Gemeinde auftreten würden, flackerten aller Augen auf.

Alle sprachen zugleich.

Mashuga hob die Hand, wie eine Deichsel.

— Keine Fremden heranlassen! Wir jagen sie auseinander! Mit Knüppeln!

Ho-ho! Solch einer wird niemand heranlassen.

Marie schlug die Hände zusammen.

— Jawohl. Wenn er auf uns nicht hört, — dann schlagen!

Denn ein anderer Ausweg war nicht da, sie mußten sowieso umkommen... — Und wenn man uns ins Loch steckt, schlimmer, als wie es ist, kann's schon nicht werden. — Das Volk verhungert, und niemand kümmert sich darum, niemand gibt was zu essen... — Niemand gibt was... Wenn du essen willst — trinke Wasser... Hast Elend gefressen, trinke jetzt Wasser... — Der eine führt ein luxuriöses Leben und der andere... — Elend ist älter, als Luxus... — Den Gutsherrn in Bastschuhe stecken!...

Doch allmählich verwelkte Panas' Einbildung, als ob ein Wurm an ihr nagte. Wohin denn! War es etwa so leicht, mit dem Gutsherrn zu streiten!

Der Gutsherr wollte schon nicht die Bastschuhe anziehen, wollte nicht selber mähen. Er war wieder ein starker und schlauer Feind, mit dem es schwer zu kämpfen war, der alles besiegen würde... Es war besser, sich weiter vom Gutsherrn und von der Sünde zu halten. Hatte ihm denn der Landpolizist nicht einen Zahn herausgeschlagen?

Niemand hörte auf Panas.

Da begann er mit seinem Stock zu klopfen.

Was will er?

Nein, der Gutsherr läßt sich nicht einschüchtern. Er besitzt die Macht. Er wird das ganze Dorf zusammenjagen, und wer früher einen glatten Hintern hatte, der wird ihn nun voller Narben haben. Jetzt, da schreit ihr, was werdet ihr aber dann machen? In der Herde ist auch ein zahnloser Hund bissig. Ihr wollt mit bloßen Händen einen Igel töten. Ihr werdet ihn nicht töten, denn er sticht.

Die alte Hausfrau drehte wieder den Docht zurecht. Wann das alles erst sein wird, einstweilen aber kostet das Petroleum teuer.

Iwan Korotki wollte wissen, ob alle es unterzeichnet hatten.

Das Geschrei ließ den Mann aus Jamischtschi nicht zu Worte kommen.

— Still, still, soll er reden...

Natürlich, waren es nicht alle. Die Reichen sagten sich ab.

— Und ihr wolltet gar! Der Gutsbesitzer und der Reichbauer — die stecken alle beide unter einer Decke.

Aber die Dörfer Piski, Beresa, Wesselyj Bir haben sich ihnen angeschlossen.

Oho! Hört ihr es, wieviel sich angeschlossen haben... Nun ist die Reihe an uns. Wollen wir für sie einstehen, sie stehen dann für uns ein.

Unterschreiben! Unterschreiben!

In der Stube wurde es schwül. Der Rauch webte in der Stube niedrige Wolken, und blaue Wogen, mit Geschrei vermischt, strömten zu den offenen Fenstern hinaus.

Zwingt denn jemand beim Gutsherrn zu arbeiten? Wenn du es nicht willst, so gehe nicht. Soll er sehen, daß die Macht nicht im Reichtum liegt, sondern in den schwarzen Händen. Wir müssen uns anschließen. Alle.

Panas Kandsjuba war gegen die Gemeinde.

Er ist nicht einverstanden. Das ist Meuterei.

— Nanu! Was für Meuterei?

— Das ist ein Aufruhr. Dafür wird man uns nicht loben. Es ist besser, wir warten bis man uns Land zuschneidet.

— Da kannst du lange warten!

— Man wird bald das Land teilen.

Marie schlug die Hände zusammen.

Hatte sie es denn nicht gesagt!

Man drang auf Panas ein. — Wer wird teilen? Etwa die Gutsbesitzer?

Doch Panas beharrte hartnäckig auf seiner Ansicht. In seinen schweren Stiefeln, fest und grau, wie ein Erdklumpen, wußte er nur eins:

— Man wird das Land teilen.

— Schon gut, schon gut, aber vorläufig...

— Das wird ein Aufruhr sein...

Wenn es noch heißt die Pferde auf die herrschaftliche Wiese zur Weide zu treiben, im Geheimen ein Stück Holz aus dem Walde zu holen oder gelegentlich die Netze im herrschaftlichen Teich auszuwerfen, — aber als ganzes Dorf gegen den Herrn zu meutern, damit ist er nicht einverstanden. Er hatte an dem einen Zahn genug, den ihm der Feldpolizist ausgeschlagen hatte.

— Da, siehst du... da!

Er riß den Mund auf und tupfte mit dem groben, unbiegsamen Finger, der wie ein Ast mit Rinde bedeckt war, auf das schwarze Loch im blaßen Zahnfleisch.

— Seht ihr's... da!

So ließ man auch Panas in Ruhe.

* * *

Der Donner grollt und eine rostfarbene Wolke umfaßt den Himmel mit ihrem linken Flügel. Von den fal-

lenden Regentropfen springen Bläschen auf dem Wasser herum und in den Gräben fließen ganze Ströme und unterspülen das Heu. Das Heu ist kaputt. Malanka rafft das Hemd auf und steigt ins Wasser, da sagt Hafijka gerade:

— Mutter, jemand klopft ans Fenster.

— Ans Fenster? Was für ein Fenster?

Wirklich, da klopft jemand.

Malanka klettert von der Bank herunter, tastet an den Wänden herum; ans Fenster wird wieder geklopft.

— Was ist los? Wer klopft?

Malanka öffnet das Fenster.

— Geht in die Fabrik. Dort gibt's ein Unglück. Andrij hat sich die Hand verstümmelt.

— Ein Unglück...—wiederholt Malanka seine Worte.

— Ist er stark verwundet?

— Ich weiß nicht. Einige sagen, es hat ihm die Hand abgeschnitten, andere wieder—es seien nur die Finger.

— O Gott, o Gott...

Malanka hastet im Dunkeln, wie eine Maus in der Falle und weiß nicht mehr, was sie eben machen wollte. Endlich reicht ihr Hafijka den Rock.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel!

Wie unendlich lang das Dorf ist! Dort, in der Branntweimbrennerei ist ein Unglück passiert, vielleicht ist Andrij gestorben—er liegt, lang und unbeweglich da, und hier diese verschlafenen, stummen Hütten, man geht an einer vorbei, da taucht schon die andere auf, bis in die Unendlichkeit. Ein Zaun nach dem anderen, ein Tor nach dem anderen... Man kann hören, wie das Vieh in den Ställen schnaubt und wie Hafijka an Malankas Seite ungleichmäßig atmet. Und bis zur Branntweimbrennerei ist es noch weit.

Jetzt erst bemerkt Malanka, daß ein Bursche aus der Fabrik ihr naheilt.

— Hast du Andrij gesehen?

Irgendein Fremder hat das gefragt, der Bursche antwortet sofort.

Nein, er hat ihn nicht gesehen, man hat ihn geschickt. Er erzählt etwas, langweilig und lange, doch Malanka hört nicht hin.

Da haucht sie schon der Teich mit nächtlicher Feuchtigkeit an und plötzlich, hinter einer Biegung des Weges, schneidet ihr eine Reihe von erleuchteten Fenstern ins Herz. Die Branntweinbrennerei speit Dampf aus und bebt am ganzen Leibe, hell, groß und lebendig mitten in der toten Nacht.

Im Hofe steht ein Haufen Menschen und mitten in der Menge flackert Licht. Andrij ist tot. Sie schreit und stößt alle auseinander.

— Sei still, Frau!...

Eine ärgerliche Stimme zwingt sie zum Schweigen, sie verstummt plötzlich und schaut unterwürfig, wie ein geprügelter Hund, von einem auf den anderen. Man erklärt ihr:

— Seht Ihr, er war in der Apparaturabteilung...

— Das heißt, bei der Maschine...

— Bei der Maschine, — wiederholt Malanka.

— Er hielt die Ölkanne, und da.. da drehte sich plötzlich das Getriebe...

— Da drehte sich das Getriebe, — wiederholt Malanka.

— Da packte er mit der Rechten zu, um die Ölkanne zu ergreifen, und dabei wurden ihm vier Finger abgerissen.

— Bis an die Handfläche....

— Lebt er noch? — fragt Malanka.

— Er lebt... dort ist der Feldscher.

Unten, am Boden flackert das Licht, aber was man dort macht, wie Andrij ist, — das weiß Malanka nicht. Nur jetzt hört sie, daß er stöhnt. Also, er lebt.

Endlich ruft dieselbe böse Stimme:

— Ist die Frau hier? Nun, Frau, komm her...

Die Arbeiter geben ihr den Weg frei. Sie sieht etwas weißes, wie ein Kissen, und bemerkt nur ganz in der Nähe ein wächsernes, vertrocknetes, kleines, schwarzes Gesicht mit schmerzlich verzerrtem Munde.

— Andrij, was hast du dir angetan?

Er schweigt und stöhnt.

— Was ist mit dir, Andrij?

— Weiß ich's?.. Ein Krüppel bin ich geworden.. Suche meine Finger zusammen...

— Was sagst du, 'Andrij?

— Suche meine Finger zusammen, vergrabe sie in die Erde... Ich habe damit Brot verdient. O, Gott... Mein Gott...

Zwei Arbeiter kamen heran und schafften Andrij fort. Sie ließen Malanka nicht einmal weinen...

In der Maschinenabteilung suchte Malanka Andrijs Finger. Drei gelbe, mit Öl bedeckte Stummel lagen auf dem Boden, neben der Maschine, den vierten konnte sie nicht finden. Sie wickelte ihren Fund in ein Tuch und nahm ihn mit.

Am Morgen schaffte man Andrij in die Stadt, ins Krankenhaus; der junge Herr Lolo ließ Malanka rufen. Er war zornig, schimpfte lange sie und Andrij, gab ihr aber, dankeschön, — fünf Rubel.

Nach drei Wochen kehrte Andrij zurück. Mager, gelb, ergraut, die Hand im Verband.

— Die Finger tun mir weh, — klagte er Malanka.

— Wo sind denn deine Finger?

— Sobald ich sie bewege — und es verlangt mich stets danach, — da schmerzt es. Hast du sie begraben?

— Freilich. Im Gemüsegarten.

— Was werden wir denn anfangen? — jammerte Malanka.

— Wieso denn, was wir anfangen werden? Ich werde in die Branntweinbrennerei gehen, sie sollen mir andere Arbeit geben.

Doch im Kontor sagte man, daß keine Krüppel angestellt werden. Zum jungen Herrn wurde er überhaupt nicht vorgelassen.

— Das ist ja eine nette Sache, — schrie Andrij, — zwölf Jahre lang, „gnädiger Herr“, hab ich in der Zuckerfabrik geschuftet, — das war keine fremde Fabrik, sie gehörte deinem Schwiegervater, — und jetzt hat mich deine Maschine zum Krüppel gemacht und du schmeißt mich hinaus, wie etwas Unnötiges...

Da ging Malanka hin. Sie bat, sie flehte, — es half

nichts. Auch ohnedies, sagte man zu ihr, hatte man große Ausgaben gehabt: man zahlte fürs Krankenhaus, gab ihr fünf Rubel, und wieviel Plackerei man noch dazu hatte...

— Da hast du deine Branntweinbrennerei Andrij! — zischte Malanka, ihre Wut an ihm auslassend.

* * *

— Mutter... Ich will dir was sagen...

— Was ist's denn, Hafijka?...

Hafijka schwieg unschlüssig.

— So sag doch schon, sage es...

— Ich geh in den Dienst.

Malanka hob die Hände. Sie fängt schon wieder dasselbe an!

Alle ärgern sie, reizen sie, es ist nicht zum Aushalten.

— Mach dir keinen Kummer, Mutter. So wäre es besser. Vater wird schon nicht mehr verdienen können, wie sollte er es? Wenn aber der Winter kommt...

— Schweige! Was quälst du mich! Bin auch ohnedies wie ein Schatten geworden.

Hafijka verstummte. Sie ärgerte sich. Da flennt die Mutter schon wieder, wer weiß weshalb.

Malanka schneuzte lange die Nase und wischte sich die Tränen.

Hafijka sprach ihren Gedanken laut aus:

— Pidpara sucht gerade eine Magd.

Malanka schwieg beharrlich.

So wurde wieder nichts daraus, wie es schon immer war.

Andrij tobte. Seine Stimme war noch schriller, noch durchdringender, ganz weiblich geworden. Wenn er sich ärgerte, schoß ihm das Blut ins Gesicht, und der Schnurrbart wurde davon weiß, wie Milch.

— O, diese Reichen! Die Fabrikanten! Haben einen Krüppel aus mir gemacht und mich dann rausgeschmissen. Haben mir die Kraft genommen, mein Blut ausgesaugt und nun brauchen sie mich nicht mehr.

Jedem, dem er begegnete, hielt Andrij seine verkrüppelte Hand vor die Augen.

— Da, seht nur, was man aus mir gemacht hat. Zwölf Jahre lang haben sie mein Blut gesaugt, zwölf Jahre nährten sie sich von meiner Hände Arbeit... Wo in der Welt bleibt denn die Gerechtigkeit? Hol sie der Henker...

Andrij hatte Choma seine geliebten Schimpfworte entnommen.

Er prahlte:

— Das bleibt ihnen nicht geschenkt! Das Unrecht wird ihnen vergolten!

Diese Drohungen drangen bis an die Ohren des Gutsherrn und er hörte auf, Andrij zur Post zu schicken. Jetzt ging schon ein anderer zur Post.

— Was tust du dem Schmerbauch an? — dachte Andrij. — Wer die Macht hat, der ist immer im Recht. Wir sind beim Gutsherrn wie das reine Vieh. Wo denn! Er wird das Vieh eher bemitleiden, weil er dafür Geld gezahlt hat. Dieser Guschtscha hatte doch die Wahrheit gesagt...

Hafijka blickte den Vater wohlwollend an. Nun hatte er sich an Guschtscha erinnert...

Vom Dienst wurde nicht mehr gesprochen, aber im Stillen wußten alle, daß Hafijka in den Dienst müssen werde. Malanka war unwohl, sie war mit einem Male abgemagert und mußte öfters die Stube hüten. Hafijka ging allein auf die Arbeit. Das frühere Elend kehrte wieder. Malanka grämte sich ab.

Sie hatte das Kind großgezogen, hatte es gehegt und gepflegt, sie hätte ihm gerne die Sterne vom Himmel geholt, und jetzt mußte sie es unter fremde Leute lassen, die es mißhandeln werden.

Sie wußte, was es heißt zu dienen. Das wußten gut ihre abgearbeiteten Hände, ihre Seele, die im Dienste verkümmert war, wie eine Blume im Unkraut.

Nur eins tröstete Malanka: bald — bald wird man das Land teilen. Dann wird Hafijka den Dienst aufgeben und wieder nach Hause zurückkehren.

Als man aber Hafijka zu Pidpara geleiten mußte, da

sah Malanka aus, als hätte man sie vom Kreuze heruntergenommen. Sie machte viele Verbeugungen und bat, man solle ihrem Kinde kein Unrecht antun.

In Pidparas Wirtschaft mußte Hafijka von früh bis spät schuften. Die Wirtin war eine kranke, hinfällige Frau, die immerfort stöhnte und mit den Filzschuhen über die bretterne Diele schlorrte. Hafijka mußte die ganze Hausarbeit verrichten, am meisten mußte sie sich mit den Schweinen abgeben. Die Masteber lagen in ihren Ständen, und die Jungschweine, die Säue und Ferkel wühlten im Hofe herum. Fröhlich, während Hafijka für sie das Futter bereitete, quitschte, quieckte, grunzte das alles durcheinander und stieß mit den Schnauzen gegen die Tür, und oben, in der Stube stöhnte die Wirtin, sie hörte unablässig ihre kreischende Stimme und das Schlorren ihrer Schuhe über die Diele. Hafijka war froh, wenn sie endlich unter die Schweine geriet. Die Schweineherde überfiel sie sofort, gierig und gefräßig, sie riß ihr das Futter aus den Händen, betäubte sie mit ihrem Lärm und stieß sie beinahe um. Sie wußte sich keinen Rat und schaute nur zu, wie die Schweine die Tranknäpfe umwarfen, wie sie das Futter mit den Füßen kneteten und schmutzig machten. Die Mastschweine benahmen sich besser. Reinlich und schwerfällig, wollten sie ihren Hintern nicht stören, und stellten sich nur auf die Vorderfüße. Man mußte sie zum Essen auffordern. Sie wollten nicht. Sie blinzelten mit den schläfrigen kleinen Äuglein, rümpften ihre reinlichen, runden Rüssel und stöhnten so zart: Oh! o — oh!.. — ganz wie die Wirtin. Hafijka kratzte ihnen die Bäuche, die so rosig und voll waren, dann schoben sie auch noch einen Hinterfuß beiseite und das geringelte Schwänzlein, das einem lebendigen Kringel glich, zitterte fortwährend... Oh!... O—ch!...

Pidpara besuchte gerne selbst den Schweinestall. Wenn seine hohe Gestalt in der Tür erschien und sein Schatten auf die Stände fiel, fuhr Hafijka zusammen. Sie fürchtete sich vor ihm. Er war unfreundlich, streng, ewige Sorge verbarg sich unter seinen buschigen Brauen, glänzte silbern im schwarzen Haar. Er stieß die Eber mit dem

Stock, brachte sie auf die Beine und betastete ihre Rücken. Ohne Hafijka anzublicken, sagte er streng zu ihr: — Paß auf, Mädels, daß du die Schweine sauber pflegst... Gottes Kreatur liebt, man solle für sie gut sorgen.

Außer Hafijka waren noch zwei Knechte da. Pidpara preßte ihnen ihre letzten Kräfte aus. Immer arbeitete man ihm zu wenig. Er selbst arbeitete für zweie. Wenn die hungrigen Knechte viel aßen, brummte er zu seiner Frau: „Wenn er isst, da schwitzt er, wenn er aber arbeitet — da friert er... Eins, zwei, um nur schneller die Arbeit los zu sein...“ Wenn aber das Essen schlecht war und der Knecht seinen Löffel hinlegte, da wurde Pidpara zornig: „Ihr Habenichtse! Was habt ihr denn daheim gegessen? Kartoffeljauchel!“

Hafijka schien es, daß er sie damit meinte.

Pidpara haßte besonders die Armen. Er zog die dichten Augenbrauen zusammen und zischte verächtlich durch die Zähne: „Das Lumpengesindel! Was haben die... Wenn die Faulpelze gearbeitet hätten, da würden sie auch was besitzen. Aber die verlangt es nur nach fremdem Gut...“

Eins war gut, daß der Wirt selten zu Hause saß. Ewig war er im Felde, bei der Heumahd, in der Scheune, bei den Schweinen. Überall war der Schatten von seiner langen Figur und dort, wo er fiel, schien die Arbeit schneller vorwärts zu gehen.

An Sonntagen nahm Pidpara manchmal seinen Rock vom Nagel und umgürtete sich mit einem breiten Gürtel.

Nachdem Pidpara das Haus verließ, wurde es der Wirtin so schlecht, als läge sie im Sterben.

— Er ist zur Gemeindeversammlung gegangen... Ach, ach... Etwas sticht in der Brust... Die Leute hören sehr auf meinen Mann... Wenn er was sagt, so geschieht es auch... Er wird furchtbar geachtet. Man wollte ihn zum Ältesten erwählen, aber er will es nicht. Damit das Gut ohne die Aufsicht des Wirtes nicht in Verfall gerät... Au weh... O—och!...

Aber da stimmte etwas nicht.

Pidpara kehrte böse nach Hause zurück.

— Weiß der Teufel, was mit dem Volke los ist, — klagte er seiner Frau. — Früher, wenn ich was sagte, da hörte jeder auf mich, und jetzt ist's besser, wenn man schweigt... Solch ein Unfug... Wenn ich diese Aufwiegler nur unter die Hände bekäme... Pfui, Lumpengesindel!

Unter seinen Augenbrauen lagerte sich ein Schatten.

Zuweilen kam Besuch. An Feiertagen, wenn es kühler wurde, kam Skorobogatjko Maxim, der Dorfschulze, der den Spitznamen „Sommerwurz“ hatte, und Pidparas Schwiegervater, Gawrilo. Sie setzten sich im Hofe, im Freien, und Hafijka brachte aus dem Hause Speck und Fisch. Obwohl es warm war, warf die Bäuerin einen Schafpelz auf die Schultern und gesellte sich ebenfalls zu den Gästen.

Sie aßen und besprachen, wo und welche Waren vorteilhafter zu verkaufen seien, wer was geerntet habe, wer von ihnen betrogen wurde und wie? Der rothaarige Maxim hatte die Gewohnheit alle Brotkrumen vom Tisch zusammenzuraffen und sich dieselben in den Mund zu werfen und wenn er Speck gegessen hatte, beleckte er sich die Finger. Nicht weil er hungrig war, sondern damit nichts verloren gehe. Er zwinkerte unruhig mit den Augen, lachte immerzu und drehte sein breites über und über mit Sommersprossen bedecktes Gesicht nach allen Seiten. Er lenkte das ruhige Gespräch immer auf etwas Schlüpfriges.

— Bald werden die Habenichtse das Land teilen... Ha-ha... Wozu brauchen die Reichen so viel Land? Damit also alle gleich haben... Ha-ha... Wieviel hast du? Dreißig? Da wird man dir eben dreiundzwanzig abschneiden. Ha-ha!...

Pidpara liebte keine Späße. Doch war es nicht leicht, Maxim Einhalt zu gebieten. Der zwinkerte schon Gawrilo zu.

— Und Ihr, Gevatter, könntet ruhig auch mehr abgeben. Wirklich, wozu braucht Ihr so viel, Ihr seid schon alt, mag das Lumpengesindel seine Freude an Eurem Hab und Gut haben.

— Na, freilich, — sagte Gawrilo mit einem schiefen Lächeln. — Man wird noch auf seine alten Tage für die Garbe arbeiten müssen.

— Ha-ha! Und noch wie! Habt Ihr etwa schon das Mähen verlernt?

Pidpara ärgerte sich.

Dem Teufel werden sie was wegnehmen. Er würde keinen Zoll hergeben. Das, was die Großväter und die Väter mit ihrem Blute erworben haben, ist unantastbar. Und das, was er erworben hat, — das ist seine Arbeit, da wird er allen Müßiggängern sagen — Hände weg!

— Wie einen Hund hätte ich jeden niedergeschossen, der sich herangewagt hätte, ich hätte mich vor der Sünde nicht gefürchtet!

Seine Frau hüllte sich in den Schafpelz und stöhnte.

— Hättest du dir doch wenigstens eine bessere Flinte gekauft. O Gott, o Gott... Dein Gewehr taugt nichts, du bindest es ja mit einer Schnur zusammen...

— Es ist gut genug. Wozu noch Geld ausgeben?...

„Na, der läßt keinen Zoll Erde aus der Hand, solange er lebt“, — dachte Hafijka kopfschüttelnd.

Nach diesen Gesprächen wurde Pidpara noch finsterner.

Vor dem Schlafengehen rückte er sein Gewehr an der Wand zurecht und legte das Beil neben sein Bett.

Hafijka wurde unheimlich zumute.

* * *

Der Himmel sät feinen Regen auf ein dichtes Sieb. Mashuga hat die Schultern mit einem Sack bedeckt und geht von Hof zu Hof. Er bückt sich und reckt sich wieder gerade, wie ein Klappmesser.

— Habt ihr gehört? Der Gutsherr will nicht zulegen

— Woher weißt du es?

— Eben ist Prokip mit den Leuten bei ihm gewesen.

— Was sagt denn der Gutsherr?

— Wie es bisher war, so wird's auch weiter sein, sagt er. Mehr zahlt er nicht.

— So. Und was jetzt?

Mashuga hebt die Hand wie eine Deichsel, ballt die Faust und schleudert aus der eingesunkenen Brust wie aus einem Abgrund:

— Wir werden streiken!

— Wenn wir nicht wollen, wird man die Jamischtschaner mieten.

— Die Jamischtschaner werden nicht gehen. Die fordern auch höheren Lohn.

Olexa Besik geht aus seinem Gehöft heraus, hinter ihm her springt im Schmutz die Kinderschar, wie kleine Zigeuner, umher.

Er ist mit allem einverstanden. Wenn Streik, dann Streik. Schlimmer wird es nicht sein.

Mashuga geht weiter. Seine Gestalt im Regennetz wird bald länger, bald kürzer, wie ein Fisch, der sich im Netz hin und her wirft.

Malanka hat die Hände unter der Schürze versteckt, ihre Augen flackern boshaft.

— So, ihr lieben Leute, so so... Geht ins Joch, mäht für die dreizehnte Garbe. Dient dem Gutsherrn.

Und sie preßt die trockenen, welken Lippen zusammen.

— Er wird es nicht erleben. Mag er selbst mähen.

— Wenn aber die Stoppeln stechen...

Olexandér Deineka flucht. Wuchtige Schimpfworte poltern laut, wie Dreschflügel auf der Tenne.

Er ist vom Regen durchnäßt, geht aber nicht ins Haus. Unter den Leuten fühlt er sich leichter.

— Der Gutsherr gibt nicht nach, auch wir werden dicht halten.

— Gegen die Gemeinde kann er nichts machen.

— Er wird uns nicht zum Mähen zwingen.

— Freilich!

— Wir streiken, und damit basta, — entscheidet Anderthalb-Kummer.

Mashuga wiegelt aber schon in einer anderen Ecke die Leute auf.

— Habt ihr's gehört?

— Na, freilich.

- Nun, und?
- Was tun die Leute?
- Sie streiken.

— Wenn sie streiken, da machen wir mit.

Und das Feld des Gutsherrn schlummert, wie ein Meer in graugrünem Nebel, und träumt von der Sichel.

* * *

Choma sitzt auf einem Hügel, Andrij — an seiner Seite. Die Luft ist schwül. Nebel wallen, über dem Dorf und den Feldern und im Nebel schimmert links die Branntweinbrennerei, rechts — der Gutshof.

Andrijs Stimme ist dünn, weinerlich. Als ob er von Chomas Augen Almosen erbitten würde.

— Seht Ihr, Choma, was man aus mir gemacht hat?

Doch Chomas Augen sind trübe, wie Seifenwasser. Sie schauen in die Ferne und nur selten funkelt in ihnen, wie auf einer Seifenblase, ein grünlich-rotes Feuer.

— Wozu tauge ich jetzt, wo ich keine Hände habe?

— Ha-ha!

— Die brauchen solche nicht. Die haben Gesunde.

Choma schweigt.

— Was, soll ich denn umkommen?

— Wirst eben umkommen.

— Wo in der Welt bleibt dann aber die Gerechtigkeit?

— Schweige, Andrij. Schweige und gehe zugrunde.

— Der lebendige Mensch will nicht zugrunde gehen.

— Jetzt weint er und anfangs freute er sich: die Branntweinbrennerei! Ein Wunder ist das!... Mögen dem, der sie erbaut hat, die Augen aus den Höhlen quillen!

Andrijs Eifer erlischt mit einem Male und er spricht schon mehr zu sich selbst:

— Sie haben mich aufgefressen, „die gnädigen Herren“... Sie nahmen und fraßen mich auf...

— Und du glaubtest, sie werden Mitleid mit dir haben? Schau her! — Choma stößt Andrij an die Schulter und wendet ihn nach links. — Siehst du diese da? — Dann wendet er ihn nach rechts: — Und diese dort, die

Reichen, die Angesehenen... Sie stellen Fallen für die Menschen, wie für Wölfe. Wenn du hinein geraten bist, ziehen sie dir das Fell über die Ohren, weiden dich aus, und das, was sie nicht brauchen können, das schmeißen sie in den Dreck.

— Ihr sprecht die Wahrheit, Choma, o, Ihr sprecht die Wahrheit...

— Du glaubst, sie bauen eine Fabrik, sie bauen Vorwerke. Sie schmieden aber Ketten für die Menschen, stellen ihnen Fallen auf, um die menschliche Kraft zu fangen, das menschliche Blut auszupressen... Verrecken sollen sie, die Würmer sollen sie fressen...

Andrij wird es schwül. Guds sagt alte Worte, aber heute schneiden sie, wie ein scharfes Messer, als hätten sie ihm Stare von den Augen entfernt. Für einen Augenblick durchbohrt sein Blick die Fabrikwände, die Mauern des Gutshofes und er schaut mit neuen Augen in die Tiefe.

— Sie haben die Erde verpestet, — hört Andrij. — Wieviel sind ihrer — eine Handvoll, und schau doch, wie ihre Ländereien auf unsere Brust drücken, wie weit sie ihre Hände ausstrecken. Ihre Felder ersticken die Dörfer, wie der Strick einen Erhängten, sie haben sie in die Enge getrieben, — schau, da liegen die Dörfer wie Misthaufen auf dem herrschaftlichen Felde, und über ihnen rauchen die Zuckerfabriken und Branntweinbrennereien, die die menschliche Kraft zu Geld machen...

Andrij wundert sich, daß er heute zum ersten Male sieht, wie klein und weltverloren die Dörfer sind. Als hätte jemand ein bißchen Stroh von einer Fuhre über den Platz verschüttet. Auch wundert er sich darüber, daß der ehemalige Hirt des Gutsherrn plötzlich hier vor seinen Augen gewachsen zu sein scheint. Er sitzt an seiner Seite, ist wie eine Eiche in die Erde hineingewachsen und die Felder rollen ihre gelben Wogen unterwürfig zu seinen Füßen und selbst die Sonne schleicht unterwürfig durchs Tal.

Andrij klagt nicht mehr. Er schaut bloß und hört ihm zu.

— Sieh mich an und ich werde dich ansehen. Du wirst mir dein graues Haar und deine verkrüppelte Hand zeigen, und was werde ich dir zeigen? Vielleicht meine Seele, die ich im Mist vergraben habe, als ich des Gutsherrn Vieh hütete? Alles habe ich dort vergraben, womit die Seele brannte und du und die anderen—ihr schautet bloß zu und schwieget,—mögt ihr euer ganzes Leben lang stumm bleiben, ihr blinden Maulwürfe...

Nanu! Was könnte denn Andrij tun? Woan sind die Leute schuld?

Chomas trübe Augen bohren sich in Andrijs Augen. Ein scharfes, stechendes Lächeln schlägt Funken daraus und in ihrer graugelben Tiefe beginnt es schon zu kochen.

Andrijs Augen sind starr, es graut ihn.

Choma schweigt, aber Andrij hört, wie das Lachen in ihm kocht, wie Wasser in einem Kessel.

Endlich brach das Gelächter aus, und die Sonne drückte die Augen zu.

Und plötzlich schob sich das große, heiße Gesicht dicht an Andrijs Ohr heran, Glut hauchte ihn an. Die Worte flogen so schnell, daß er sie kaum auffangen konnte.

— Du konntest nichts? Nein, du lügst, du konntest wohl. Siehst du—Felder... Weizen, wie ein wallendes Meer... Herrschaftliches Gut... Und du hättest ein Streichholz nehmen sollen—ein einziges Streichholz aus der Schachtel—und Rauch wäre zum Himmel gestiegen, und auf der Erde wäre bloß Asche geblieben... Siehst du—Häuser, Paläste, voller Vieh, voller Schätze.... du aber wärest gekommen, klein, grau, wie der Schatten einer Maus—und nach dir wären nur Kohlen zurückgeblieben...

Choma spricht immer schneller, die Worte sprudeln, pfeifen, brodeln.

— Von Gutshof zu Gutshof... Von Fabrik zu Fabrik... Von Nest zu Nest... Überall, wo sich die menschliche Ungerechtigkeit eingenistet hat, bis die Erde kahl wäre....

Andrijs Augen quillen aus den Höhlen, ein Schauer überläuft ihn.

— Hörst du? — zischt Choma. — Nur die kahle Erde und die Sonne.

Choma ist wahnsinnig. Was spricht er?

Andrij muß etwas erwidern, aber seine Zunge, feige, wie ein Hase, ist tief in die Kehle geflüchtet.

Endlich kehrte sie zurück, aber sie sagt garnicht das, was nötig ist.

— Gott stehe Euch bei, Choma! Kann man denn so was machen?

Choma blickt ihn wortlos von oben herab an, dann zischt er, als spuckte er ihm ins Gesicht:

— Ein Narr bist du... Ein Wurm... Verfaule, gehe zugrunde, damit jede Spur von dir verschwindet, so, als wärest du nie dagewesen...

— Oho! Wie Ihr gleich seid, Choma...

Doch Choma hört nicht auf ihn. Er richtet sich auf und schreitet hochwüchsig und wütend über das Weizenfeld, wie über Wasser. Andrij bleibt an der Erde kleben wie ein vorjähriges verfaultes Blatt.

* * *

Der Ökonom neigt sich tief vor dem Gutsherrn und der Gutsherr sieht auf dem bronzefarbenen Gesicht, wo stets die Sonne leuchtete, einen Schatten der Unruhe.

— Was ist los, Jan?

— Verzeihung, Herr, heute kann man mit dem Mähen nicht beginnen.

— Warum denn nicht? Habt ihr denn die Leute gestern nicht zusammengerufen?

— Im ganzen Dorf bin ich umhergelaufen, gnädiger Herr, aber niemand ist auf die Arbeit gekommen. Sie wollen für unseren Preis nicht mähen.

— Wieso wollen sie denn nicht?

Der Gutsherr fuhr auf. Streik? Bei ihm?

Der Gutsherr fühlt sich beleidigt. Er weiß, daß man in den anderen Dörfern gestreikt hatte, aber daß dies

auch bei ihm passieren könnte, der stets gütig zu den gemeinen Bauern war, mehr als einmal ein Auge zu-drückte, wenn sie ihr Vieh auf seinen Wiesen weiden ließen, und seine Frau den Kranken niemals Chininpulver, Rizinusöl und Arnikatropfen verweigerte... Er möchte es nochmals hören.

— Ihr sagt, Jan, — sie wollen nicht?

— Jawohl, gnädiger Herr.

Na ja, so sind sie halt. Wenn man den Knecht auch mit Honig schmiert, beißt er dich doch wie eine Schlange.

Der Gutsherr blickte durchs Fenster. Die Sonne ist eben aufgegangen.

— Nun, gut. Hör mal... sofort aufs Pferd und nach Jamischtschi. Miete die Jamischtschaner. Wenn die nicht wollen, versprich höheren Lohn.

— Zu Befehl.

— Die Nichtstuer!

Die Morgenstille hatte das Stampfen der Pferdehufe noch nicht verschluckt, als dumpfer Lärm von draußen in die Stube dringt und nur eine hohe Frauenstimme zerschneidet ihn, wie Flammen den Rauch.

Was ist dort los?

Der Gutsherr öffnet das Fenster.

Das ganze Gesinde ist im Hof. Sogar die Hirten. Die Mägde kommen aus der Küche mit wehenden Röcken gelaufen... Irgendwelche fremden Menschen.

— Was ist das für ein Geschrei? Wer sind diese Leute?

Der Gutsherr verhüllt die entblößte Brust und bemüht sich zu begreifen, was da vorgeht, aber niemand beachtet ihn.

— Maxim! He, wer ist da? Maxim?

Da kommt endlich Maxim gelaufen, er ist verwirrt. Angst spiegelt sich in seinen Augen. Ihm folgen andere.

— Verzeihung, Herr, das ist nicht unsere Schuld. Das Leben ist uns teurer als der Dienst... Wenn man uns zu Krüppeln macht, was sollen dann die Kinder anfangen?

— Was ist denn los? Nun! So sprich doch!

Das Gesinde schreit die Antwort wie aus einem Munde:

— Was los ist? Es wird gestreikt. Wenn wir die Arbeit nicht einstellen, wird man uns schlagen... Was ist da viel zu reden, wollen wir gehen... He, Burschen, hei-di... Es ist nicht unser Wille, Herr...

Dem Gutsherrn steigt das Blut zu Kopfe.

— Wohin! Halt!...

Die wütende Stimme kreischte, wie Eisen an einem Stein und überschlug sich plötzlich. Der Gutsherr fühlt, daß seine Stimme gesunken, zerschmettert ist und sich nicht erheben kann. Alles vergeblich. Das Gesinde ist schon am Ausgang, es staut sich im Tore, wie eine graue Schafherde, die morgens zur Weide getrieben wird. Aus den Häusern laufen Mädchen heraus, ihre roten Röcke leuchten im Sonnenschein. Von der Hürde her eilt über den leeren Hof ein kleiner Gänsehirt, der sich verspätet hat. Er hat seine Rockschoße aufgerafft, die Mütze sitzt ihm tief in der Stirn, die Peitsche schlängelt sich wie eine Schlange auf dem Boden hinter ihm her und läßt eine gewundene Spur zurück.

-- Wohin?! Du Hundsfott! — stampft der Gutsherr mit dem Fuße, — zurück!...

Der Gänsehirt beschleunigt nur seinen Lauf. Der Gutsherr steht einen Augenblick da und schaut auf den menschenleeren Hof.

— Die Bestien! Die Lumpen!...

Er zieht hastig die Hosen an und läuft in den Hof hinaus.

Keine Seele.

Er geht die Bauten entlang. Seltsam. Das ist nicht sein Hof, es ist ein fremder Hof.

Er tritt in die Gesindeküche ein, stößt die Tür mit dem Fuße und schreit:

-- Marina!

Niemand.

-- Olena!

Schweigen.

In der Gesindeküche ist es wie in einer Schmirle. Verrußte Wände, die Diele mit Löchern bedeckt und ein saurerer Geruch von Schweiß und Gäre hat sich in der Küche breit gemacht, wie ein träger Kater auf dem Ofen. Ein Holzbündel neben dem Ofen, man hatte eben begonnen, Kartoffeln zu schälen. Und alles wurde so durcheinander liegen gelassen.

Der Gutsherr geht weiter. Auf dem Hofe laufen die Gänse umher; junge Gänselein watscheln von einem Fuß auf den anderen, als würde der Wind gelbe Flocken über das Gras treiben. Er hat sie also nicht zur Weide getrieben. Der Gutsherr schüttelt unwillig den Kopf. Die Kühe sind im Stall geblieben. Die Tür zum Wagenschuppen steht sperrangelweit offen und die schwarze Leere lugt von dort, wie aus einem zahnlosen Munde heraus. Die Britschke steht im Hofe und daneben liegt das Pferdegeschirr. Ach du, Schweinehund, du verfluchtes Vieh! Der Herr nimmt das Pferdegeschirr, um es auf seinen Platz zu legen, wirft es aber sofort wieder hin. Ist denn auch bei den Pferden niemand da?

— Mussij! He da!

Wieder Schweigen.

— Mussij! Bist du da?

Die Stimme schallt seltsam in der Leere und geht ohne Antwort verloren.

Der Gutsherr faltet die Hände auf dem Bauch und schaut sich im Hofe um.

Was ist denn das?

Träumt es ihm, oder ist das Wirklichkeit?

Eben war der Hof, wie ein Herz, das schlägt und das Blut durch den Körper treibt, und jetzt ist alles erstorben, alles stehen geblieben, und jede verschlossene Tür, jedes schwarze klaffende Loch ist wie ein Rätsel.

Die Hunde haben den Herrn erblickt und winseln schon zu seinen Füßen, springen ihm auf die Brust.

Weg!

O, die Bestien, die Lumpen!

Er kehrt ins Haus zurück. Auch dort ist alles leer. Die Frau schläft noch. Er geht durch die leeren

Zimmer, blickt ins Eßzimmer hinein, sucht das Stubenmädchen — keine Seele. Die Wut erstickt ihn. Er wirft polternd die Türen ins Schloß, stößt die Stühle um und will so aufschreien, daß die gemeinsten Schimpfworte in allen Zimmern zu hören seien.

O, die Bestien, das Vieh!

Wo ist Jan?

Er bleibt stehen und horcht.

Jan! Dieser Name erinnert ihn sofort an endlose Felder, wo der reife Weizen wogt. Und man kann ihn nicht mähen!

Wo steckt Jan?

Was fällt ihm ein? Er hat Jan doch selbst nach Jamischtschi geschickt, um Schnitter zu mieten. Die Jamischtschaner werden gewiß kommen und alles wird erledigt sein. Aber diese Lumpen!

Der Gutsherr kann nicht im Zimmer bleiben. Es zieht ihn in den Hof. Im Hofe, in diesem Leichnam, ist etwas, das ihn anlockt. Er umgeht ihn wieder von einer Ecke bis zur anderen, einsam und hilflos geht er an verschlossenen Türen der Getreidedarren, schwarzen klaffenden Öffnungen der Pferdeställe, feuchten, glänzenden Kuhaugen vorbei.

Schweißbedeckt, in eine Staubwolke gehüllt, kommt indessen Jan zurückgeritten. Der Ökonom schnaubt nicht minder, als das schäumende Pferd. Hohngeschrei schallt ihm entgegen:

— He du, Kriecher, hast du die Jamischtschaner gemietet?

— Hast du jetzt Schnitter genug? Ha-ha!

Jan stürmt dahin, ohne sich umzublicken, er hebt nur die Hand mit der Peitsche und schlägt schweigend auf sein Pferd.

Das Dorf hat sich verschlossen, es wartet. Aller Augen sind scharf, aller Ohren gespannt. Der Gutshof ist wie ein Toter im Dorfe, der Unbehagen erweckt, obgleich er still und reglos ist.

Die Nachricht, daß die Jamischtschaner sich nicht verdingen wollen, fliegt schneller über das Dorf, als das Pferd des Ökonomen.

Obgleich es ein Werktag ist, sind doch alle zu Hause. An den Toren stauen sich die Menschen in Haufen, in den Hütten stehen die Türen sperrangelweit geöffnet. In den Gemüsegärten wird nicht gearbeitet. Die Bauern stehen müßig zwischen den Beeten, und unterhalten sich über den Zaun mit den Nachbarn.

— Habt Ihr's gehört? Keine lebende Seele im Hof. Alle sind fort...

— Sie hatten sich uns schon längst angeschlossen, die warteten nur ab, bis die Leute es beginnen.

— Was wird jetzt weiter werden?

— Wenn das Getreide erst ausstreut, wird er schon zulegen.

— Paßt nur auf, daß er keine Fremden mietet.

— I wo denn, man wird sie nicht lassen. Die Unserigen werden sie nicht lassen.

Prokip spricht auf die Bauern ein:

— Haltet dicht! Wenn wir einig bleiben, haben wir die Oberhand.

Man fängt gierig jedes seiner Worte auf.

— Freilich! Wir müssen zueinander halten...

Die Reicheren brummen. Sie stecken bis an die Knie in der Erde, ihnen ist es schwer.

— Streik! Ihr werdet schon dafür kriegen... Mehr als einem wird der Hintern jucken... Hol's der Teufel....

Aber niemand fürchtet sich allzusehr.

Die Jugend lacht.

— Fein, was?

— Na, und ob!

Gegen Mittag berichten die Kinder: der Herr ist nach der Branntweimbrennerei gegangen. Durch die Fensterscheiben, aus den Gemüsegärten, über die Zäune hinweg folgen dem Herrn hunderte Augen. Der Gutsherr geht unter allen diesen Augen, wie unter einem gestirnten Himmel.

— Er ist in die Fabrik zu seinem Schwiegersohne gegangen.

— Geht Mittag essen, weil er zu Hause nichts zu essen hat.

— Dort wurde nichts gekocht.

Sogar Panas Kandsjuba schmatzt wohlgefällig mit den Lippen:

— Man hätte dich in Bastschuhe stecken sollen...

Bald hört man wieder eine Neuigkeit: der junge Herr Lolo hat Arbeiter aus der Fabrik nach dem Gutshofe geschickt.

— Die Unserigen haben die Arbeiter verprügelt.

— Unsinn. Niemand hat sie geprügelt. Man hat sie einfach nicht hingelassen, und basta.

— Soll der Herr selber sein Vieh hüten.

— Wir verbieten es ihm nicht.

Prokip bittet Deineka und zwei Burschen Wache zu stehen und niemand in den Gutshof hereinzulassen.

Etwas später kommt die Gutsherrin im Wagen gefahren, den Lolo von der Fabrik geschickt hatte.

Der Tag zieht sich lange, wie ein Jahr dahin. Es scheint, daß der Weizen sich im Felde verstreut, daß der Gutsherr es nicht länger aushalten kann, daß er sie zum Mähen auffordern und mit ihren Forderungen einverstanden sein wird.

Nachmittags jagt der Ökonom wieder wie rasend durchs Dorf. Er haut auf sein Pferd los und hüpfet in den Steigbügel, als wolle er den Hengst überholen.

Man hat kaum Zeit den Hinterteil des Pferdes und den Rücken des Ökonomen zu sehen.

— Der reitet wohl nach Piski.

— Dort wird er auch niemanden kriegen. Sie verdingen sich nicht.

— Warum?

— Sie streiken.

Der Abend naht schon, doch bleibt alles beim alten. Nur im herrschaftlichen Hofe brüllen die Kühe.

Die Sonne geht still am grünen Himmel unter, morgen wird es wohl Wind geben. Etwas Bedrückendes, Unruhiges nimmt unmerklich zu. Die Fenster der Hütten leuchten und das Gebrüll des Viehs erfüllt die schwüle Luft.

— Wenn doch jemand das Vieh füttern würde.

— Woran ist es schuld? Es steht da, das ärmste, hungrig und durstig...

Der Abendstern erscheint am Himmel, wie ein allsehendes Auge.

Vom herrschaftlichen Hofe her tönt immer lauterer Brüllen. Die Kühe muhen schon nicht mehr, mit heiserem, knarrenden Gebrüll, voll Verzweiflung und Qual, flehen sie nach Rettung. Die Pferde wiehern wütend. Sie lärmen im Stalle, schlagen mit den Füßen aus und blähen die Nüstern vor Zorn.

Frauen laufen bekümmert aus den Hütten heraus.

— O, ich kann es nicht anhören, wie das Vieh weint.

— Bei Gott, ich laufe selber hin, um es zu füttern...

— Herrgott, wie traurig... Meine Kinder weinen sogar.

Es dämmt. Schatten kriechen aus ihren Schlupfwinkeln heraus und legen sich verstohlen, hinterlistig auf die Brust der Erde.

Von dem Gutshof schlagen aber beharrlich und unerträglich die Wogen eines wilden Gebrülls ins Dorf gleichsam, als würde ein Schiff im Meer untergehen und im letzten Ausbruch der Verzweiflung seine Sirenen gellen lassen.

Da schickt Prokip die Burschen nach dem Gutshof.

Das Vieh ist doch unschuldig.

* * *

Der Gutsbesitzer schwieg, und auch die Bauern schwiegen. Sie gingen ins Feld, mähten ihr Getreide und lächelten schadenfroh, wenn der Ökonom unverrichteter Sache aus den Nachbardörfern zurückkehrte. Die Sonne brannte, der Weizen vertrocknete, nächstens wird er beginnen sich zu verstreuen. Der Landkommissar kam gelaufen. Das Schellen der Postkutsche, Hundegebell, grobe Schimpfworte und Geschrei — all das schwamm vorbei, wie eine Wolke am Sommerhimmel. So fuhr er auch wieder fort, ohne etwas erreicht zu haben. Nur Choma wurde fortgeführt, weil er den Beamten beschimpft hatte.

Doch der Weizen streute aus.

Da wurde der Ökonom weicher. Er bewirtete mit Schnaps und legte sich aufs Zureden. Manch einer trank den Schnaps—weshalb sollte man denn nicht trinken? Auf die Arbeit gingen sie aber nicht. Vielleicht hätten auch manche große Lust dazu, doch fürchteten sie sich vor der Gemeinde. Und der Weizen streute.

Malanka ging ins Feld.—Sie schmiegt ihr Ohr an den uferlosen Acker, wie eine Möwe ihre Brust ans Meer schmiegt, und horcht, wie sich Körner leise aus der überreifen Ähre herausschälen, wie sie weich auf die Erde tröpfeln, wie der Acker goldene Tränen weint. Er tut ihr leid, wie ein Kind, obgleich es auch der herrschaftliche Acker ist. Sie kniet nieder, entfaltet den Stengel und sammelt die roten Körner so vorsichtig, so zart und liebevoll, als ob sie ein neugeborenes Kindlein aus dem Taufbecken nehmen würde. Das heilige Brot!...

Einige von den Arbeitern kehrten zum Gutsherrn zurück. Die Ernte begann aber nicht. Schließlich, nach einer Woche, erhöhte der Gutsbesitzer den Lohn. Er gab zwar nicht so viel, wie es die Bauern verlangten, aber doch war der Lohn bedeutend höher als zuvor.

— Nun, gehen wir an die Arbeit?

— Jawohl, wir gehen.

Prokip riet es ebenfalls.

— Weiter kann's nicht gehen.

Die Menschen stürzten sich auf das herrschaftliche Feld, wie man sich bei großer Hitze aufs Wasser stürzt, sie scharrtten Haufen und Schober zusammen.

Choma Guds wurde bald freigelassen. Auf dem Heimwege ging er am Gutsacker vorbei. Er schenkte den Schnittern nur einen Blick und verzog den Mund zu einem schiefen Lächeln.

* * *

Die Wolken ziehen niedrig am Himmel vorbei, sie wachsen, ballen sich zu einem Knäuel und zerstreuen

sich, gleichsam als hätte der Wind große Getreidehaufen am nächtlichen Himmel zusammengescharrt, sie in Schober aufgeschichtet.

Schwarze Heuschober schlummern auf der Wiese, wie satte Ochsen auf der Weide. Ihre Umrisse verwischen sich und verschwinden im Dunkel, aber Choma spürt sie überall: hier, rechts, hinten und links, über seinem Kopfe. Das Heu ist so schlüpfrig, so glatt, es duftet so schön, daß man das Verlangen hat, die Hand in die Schober hinein zu stecken, die toten Stengel aufzuwühlen und den dort drinnen erstickten Duft der Schafgarbe, der wilden Erbsen und des Steinklees aus der Gefangenschaft zu erlösen.

Ein beißendes, stechendes Lachen zittert in Chomas Brust, dringt ihm in die Kehle. Ha-ha!...

Viele Hände, viele Füße mußten fleißig arbeiten, bis solch ein Reichtum gesammelt wurde.

Und ein einziger Augenblick...

Er führt seinen Gedanken nicht zu Ende... Ihm scheint, er sähe es — man schobert das Heu. Der Gutsherr stolziert wie ein Storch umher. Er bückt sich, steckt die Nase ins Heu. — „Feines Heu?“ „Rein, wie Gold“... „Schobert es schneller, ihr Leute, damit uns der Regen nicht überrascht“ — und er blickt nach dem Himmel. Er hält die Hände in den Taschen, hat schwarze Hosen und einen weißen Kittel an, und stolziert wieder wie ein Storch über die Wiese.

Lachen tanzt in Chomas Brust.

Choma steckt träge die Hand in die Tasche und holt sie nicht heraus.

Weshalb sollte er sich beeilen? Er hat Zeit.

Der Wind rauscht zwischen den Heuschobern, trunken vom Heuduft, die Wolken legen sich reihenweise, wie Heuschober, — die Nacht ist wie ein See in den Himmelsufern, und Choma sieht wieder: der Ökonom steht vor dem Gutsherrn, die Riemenpeitsche hängt ihm am Gurt. „Dies Jahr haben wir mehr Heu.“ — „Jawohl, gnädiger Herr, das reicht für den Winter, es wird auch für den Verkauf ausreichen.“

— Es wird auch für den Verkauf ausreichen, — sagt Choma zu sich selber.

Er zupft vorsichtig etwas Heu aus dem Schober heraus und streut es auseinander. Dann holt er ein Streichholz aus der Tasche.

Der Wind löscht das Feuer, doch Choma bückt sich, hält die Hände schützend vor und sieht zu, wie sie, wie Rosenblätter, rötlich erglühen.

Das Heu will nicht brennen. Es knistert und speit ihm Rauch ins Gesicht. Das ärgert Choma. Trotzdem verrichtet aber das Feuer seine Sache.

Da geht Choma zu einem anderen Heuschober, ruhig und sachlich. Einen Augenblick ist er im aufflackernden Lichtschein zu sehen, dann verschwindet er wieder.

Endlich ist er damit fertig.

Jetzt will er zusehen.

Er legt sich mit dem Bauche aufs Gras, stützt den Kopf auf die Handflächen und wartet.

Die schwarzen Heuschober sind deutlich zu sehen; sogar wenn Choma die Augen zudrückt, sieht er sie; dann bedecken sie sich mit Rauch und werden leicht und beweglich.

Kleine Flammenzungen beginnen, wie Kinder in roten Röckchen, unter ihnen zu spielen. Sie springen an den Seiten und klettern empor, und die schwarze Masse biegt sich unter ihnen oder wächst plötzlich auf, als bemühte sie sich emporzuschwingen und fortzufliegen.

Chomas Kopf ruht schwer auf seinen Händen. Seltsame Ruhe erfüllt seinen Körper, nur irgendwo tief in der Brust windet sich wie ein Wurm das Lachen.

Indessen wachsen die Heuschober. Der Rauch entfaltet seine Flügel und reißt das Feuer mit sich fort. Das sind schon mehr keine Kinder in roten Röckchen. Das ist etwas Gewaltiges, Verwegenes, ein wütendes Tier, das eine Last von seiner Brust wälzen will, das von unten Tatzen mit blauen Sehnen ausstreckt, das erstickt und bewältigt. Es reißt seinen blutigen Rachen auf und frißt. Es zerfleischt mit den Zähnen und tobt.

Der Feind hat sich ergeben, aber er speit noch immer

Feuersterne, wie ein Kater Speichel, er atmet noch immer blaues Feuer und plätschert Flammen an die Ufer der schwarzen Nacht.

Choma kichert leise. Das Kichern kommt ihm aus der Kehle und rollt über die Falten des Gesichts; es ist, als sei ihm davon leichter geworden, als habe ihm das Feuer eine wunde Stelle in der Brust ausgebrannt.

Feuer! Rot, lustig, rein.

Eben noch lag es in der dunklen Schachtel, kalt und unbemerklich, so wie Choma auf der Welt, und jetzt rächt es sich für die menschliche Ungerechtigkeit.

Brenne, brenne....

Auch Chomas Augen sprühen Funken. Wenn sie es vermocht hätten, hätten sie alles niedergebrannt, alles zu Asche gemacht, — das Heu, das herrschaftliche Getreide, die Häuser, sie hätten die Erde selbst mit Flammen umfaßt.

Denn es ist sündhaft... Alles ist sündhaft auf der verdammten Erde... Alles ist sündhaft, nur das Feuer ist heilig. Nur das Feuer allein. Gott selbst in seinem Zorn schleudert Feuer auf die Erde.

Du sammelst dein Vermögen aus Schweiß und Tränen, aus Ungerechtigkeit gegen die Menschen, aber da fällt das Feuer — und wo ist das alles? Suche in der Wolke, wühle in der Asche... Ha-ha!..

Grimmige Freude erfüllt Chomas Herz. Er möchte aufstehen, schreien, lachen, das Lachen mit dem Feuer verschmelzen. Doch etwas hält ihn fest, etwas verbindet ihn mit dem Feuer und es scheint ihm, wenn er aufstehen, oder nicht zuschauen würde, da würden die Heuschober erlöschen und würden nicht mehr brennen.

Endlich verwelken die Heuschober. Unterwürfig und still, brennen sie gleichmäßig, wie Kerzen in der Kirche. Die niedrigen Wolken flimmern rosig am Himmel, die Ferne schlägt mit schwarzen Flügeln wie eine Fledermaus.

Die Schatten der Garben zittern furchtsam auf der erhellten Wiese.

Das Heu verglimmt langsam. Zuweilen fliegt knisternd

eine Funkengarbe empor, aber der Wind zerzt ein halbverbranntes Heubündel heraus und streut es in Funken auseinander.

Vom Dorfe her tönt fernes Getöse. „Man kommt wohl, um es zu retten“, denkt Choma schwer und gleichgültig. Er will nicht aufstehen. „Man wird mich fangen? Nun, meinetwegen...“

Der Lärm kommt immer näher. Man hört schon die Menschen schreien, die Pferde schnauben, man hört, wie ihre Hufe im Laufen Erdklumpen zurückschleudern.

Endlich steht Choma auf. Er reckt den steif gewordenen Körper; langsam und träge zottig und schwarz, taucht er in der Finsternis unter.

* * *

Man heimste den späten Buchweizen ein, als Guschtscha zurückkehrte. Man erkannte ihn nicht sogleich. Ein Bart war ihm gewachsen, er war älter und gleichsam etwas fremd geworden. Guschtscha wurde gut aufgenommen. Die Burschen schüttelten ihm kräftig und lange die Hand, sahen ihm mit ganz anderen Blicken in die Augen. Sogar Andrij war schon nicht mehr derselbe. Er klopfte ihm auf die Schulter, zwinkerte ihm verschmitzt zu und lachte.

— Bist gesessen, was?

Er wußte schon Bescheid, wofür.

Man fragte ihn aus — wie? was? Was hört man über die Erde, was sagt man auf der Welt? Er muß alles wissen.

Hafijka hörte über Marko von Pidpara. Er klagte ärgerlich: die Lumpen lassen einem sowieso keine Ruhe und da hat man noch den Guschtscha freigelassen.

Guschtscha?

Hafijkas Herz stand still. Hatte sie recht gehört?

Sie konnte es kaum erwarten, bis die Dämmerung hereinbrach, und lief nach Hause.

Unterwegs stieß sie aber auf Guschtscha.

— Marko!

Sie merkte es selbst nicht, daß sie die Hände nach ihm ausstreckte.

Sie umarmten sich innig.

Alles kam so unerwartet und einfach, als hätten sie sich erst gestern getrennt.

Hafijka lachte ein helles, abgerissenes Lachen, als ob sie Glasperlen aneinanderreichte. Sie wußte selbst nicht, warum sie lachte. Markos Arm lag warm um ihren Leib. Sein Bart kitzelte ihre Stirn.

— Schau mal einer, er hat einen Bart, ganz wie ein Alter....

Sie zogen sich in den Schatten der Weiden zurück.

Marko betrachtete Hafijka. Sie war eine andere, eine neue geworden, durchsichtig, älter.

— Hast du mich nicht vergessen?

— Nein, ich hab' dich nicht vergessen.

— Hast auf mich gewartet?

— Ich hab' gewartet.

— Und hast du unterdessen die Flugblätter verbreitet?

Seine Stimme zitterte, warm und leise, wie der Wind im Frühling, wenn die Bäume blühen.

— Woher weißt du's? Freilich hab ich's getan. Weißt du, Marko, die Menschen sind jetzt anders geworden, sind nicht mehr dieselben. Auch bei uns gab es Streik.

— Nanu?

Hafijka ist furchtbar stolz.

— Nun freilich, die Reichen waren so erschrocken, so erschrocken. Mein Wirt ging finster wie die Nacht umher, hörte sogar auf zu essen. Er legt den Löffel und sagt — ich kann nicht. Und fürchtet sich immerzu.

— Und dein Vater, tut es ihm noch immer leid, daß ich nicht in Sibirien bin?

Hafijka fuhr auf.

— I—wo denn! Als mit Vater das Unglück passierte, hat er sich gänzlich verändert. „Guschtscha hat die Wahrheit gesagt“, sagt er... Gut, daß du schon gekommen bist. Jetzt werden wir es leichter haben....

— Wer denn „wir“?

Da erzählte im Hafijka, wie sie sich den ganzen Winter versammelten, wie Prokip Bücher und Flugblätter aus der Stadt brachte, wieviel Menschen sich ihnen angeschlossen haben. Sogar Prokips Onkel, Panas. „Erzählt“, — sagt er, — „von diesen Demokraten.“

Hafijka lachte silberhell auf bei der Erinnerung an Onkel Panas.

— Er ist so komisch!

Marko nahm ihre Hand in die seine.

— Gut bist du!...

Hafijka wurde purpurrot, das konnte man sogar im Dunkeln sehen.

— Was — ich....

Um Guschtscha sammelte sich bald die Jugend. Von ihm hörte sie zum erstenmale, daß sich die Dörfer überall zu Verbänden zusammenschließen. An langen Herbstabenden wurden endlose Gespräche und Streite geführt. In seinem kleinen Zirkel führte er eine Neuerung — kollektive Arbeit — ein. Gemeinsam wurde gepflegt und gedroschen, und die Arbeit ging besser und schneller vonstatten, als bei den anderen. Ganz von selbst nahm im Dorfe die betrunkene Willkür der Burschen, Prügeleien und nächtliches Gejohle ein Ende. Diejenigen, die noch kürzlich Unfug trieben, wurden an die Arbeit, an gemeinsame Lektüre herangezogen. Sogar die Alten lobten Guschtscha. Sie suchten ihn auf um ihn auszufragen, ob die Landverteilung bald stattfinden würde. Er müsse das bestimmt wissen. Marko lachte. Niemand wird euch freiwillig Land geben.— Was? Man wird das Land nicht teilen? Was soll dann aber werden? Was sollen sie machen?

Nur der herrschaftliche Hirt Choma hatte stets eine Antwort bereit:

— Wieso denn, was ihr machen sollt? Schlagen muß man sie. Ausrotten mitsamt dem Samen...

Andrij hob seine verkrüppelte Hand hinter Chomas Rücken in die Höhe, drohte damit und kreischte.

— Totschlagen und verbrennen! Wenn man Honig

essen will, „gnädiger Herr“, muß man die Bienen ausröchern...

Auf wen sollten sie hören?

Guschtscha spricht von dem Verband, Prokip — von der Freiheit, Choma aber riet totzuschlagen und zu verbrennen.

Panas Kandsjuba, schwerfällig und grau in seinem Bauernrock, wie eine vom Pflug abgeschnittene Scholle, blickte mit stummen Fragen im Blicke drein: Welchen Weg soll man gehen? Wo soll man Gerechtigkeit suchen?

Er glaubte niemandem.

— Weiß denn der Bauer etwas?

Wenn irgend jemand anderer gekommen wäre, jemand, der allsehend wäre, wenn er die Hand ausgestreckt, den Weg gewiesen hätte.

Aber der Bauer? Was weiß der Bauer? Er hat nur eine Haut, und auch die ist in Flickeln.

* * *

Jede Nacht gab es jetzt Brände. Sobald es dunkelt und der schwarze Himmel dicht die Erde bedeckt, blüht der ferne Horizont in rotem Schein auf, und bis zum Morgen sind die Herbstwolken wie Rosen. Manchmal ist der Feuerschein weit entfernt, kaum bemerkbar, fremd, als gehe dort der Mond auf, und manchmal brennt es dicht am Dorfe, so daß die Hütten rosig gefärbt werden und die Fenster blühen.

Malanka kommt aus der Hütte heraus, faltet die Hände unter der Schürze und schaut auf den Brand. Was brennt da? Wo brennt es? Die Menschen schlafen nicht, obwohl es schon Zeit zum Schlafengehen ist. Sie stehen an den Haustoren, lesen die himmlischen Zeichen. Aus dem Dunkel tönen Stimmen — wer weiß, wessen — und tauchen wieder in Finsternis unter.

— Der Gutshof in Pereorki brennt.

— Wo denn! Das ist irgendwo näher, vielleicht in Mlynischtsche oder in Rudka.

— Man hat es wohl in Brand gesteckt...

In den Höfen heulen überall die Hunde, traurig und unheimlich ist es in der Herbstnacht.

— Gestern ist der Gutshof in Guta niedergebrannt.

— Und vorgestern hat jemand die Speicher in Brand gesetzt....

— Man sagt, es ist alles niedergebrannt... Nur die Asche ist zurückgeblieben....

Es kam vor, daß ein Feuer als Signal für andere Feuersbrünste diene. Sobald sich irgendwo der Himmel rötet — steigt von der anderen Seite sofort roter Nebel empor und entfaltet seine Fittiche. Dann ist das schwarze Dorf wie eine Insel inmitten eines Flammenmeeres. Der Wind bringt manchmal Brandgeruch, fernes Läuten, Unruhe herbei.

Was geht da vor sich, Herrgott!... Es brennen alles die Güter großer Herren, der Generäle, zu denen sonst niemand Zutritt hatte, und niemand kann dem Feuer Einhalt gebieten...

Die Menschen irrten wie Schatten in der Nacht umher, Kinder weinten, das Vieh ließ sich aus den Ställen vernehmen. Das Feuer aber stieg bald in die Höhe, bald sank es wieder, wie eine atmende Brust, sprühte Funkenfarben nach allen Seiten aus, verschwand wie Nebel, und die Wolken blühten wie Rosen am Himmel.

Malanka zitterte.

— Geh schlafen, — ärgerte sich Andrij.

— Ich fürchte mich, Andrij...

— Was hast du dich zu fürchten? Es geschieht ihnen recht.

Malanka konnte jedoch nicht schlafen. Noch lange stampften Schritte unter den Fenstern, erregte Worte flogen zuweilen, die kleinen Fenster leuchteten auf und die Hunde heulten traurig.

Am Morgen zog Rauch über dem Dorfe dahin und kitzelte die Nüstern. Die Menschen rochen den Brandgeruch und blickten nach dem Gutshof hinüber.

Lukjan Pidpara war ganz schwarz im Gesicht geworden. Jede Nacht nimmt er sein Gewehr von der Wand

und geht ins Feld, zu den Speichern. Er geht umher, furchtbar, hochgewachsen, er schleift seinen Schatten hinterher, den die Feuer der Brände von ihm getrennt haben, und horcht immerzu. Die Augen unter den buschigen Brauen durchdringen die Ferne, die Ohren fangen den leisesten Laut auf. Da hat er schon den Speicher umkreist und bleibt plötzlich stehen: er sieht etwas schwarzes im Feld.

— Wer da?

Das vom Sommer entkräftete Feld ist stumm, es schläft den Todesschlaf, vergilbt und abgezehrt.

Pidpara irrt wieder umher. Von dort, von dem Flammenmeere kommen alle Schrecknisse und alle Sorgen auf ihn zu und er umklammert noch fester sein Gewehr und schleudert in den Rachen der Nacht:

— Wer da? Ich werde schießen!

Er steht, stark, wie aus Stahl gegossen, und zielt in die Finsternis.

Niemand ist da, oder hält er sich bloß verborgen?

Er schießt.

„Oh-oh-oh!...“ stöhnt die Finsternis über dem Felde und die Hunde im Dorfe heulen noch lauter...

Und Pidpara wandelt wieder umher, bewacht die Speicher, hart, furchtlos, bereit sein Eigentum nicht nur mit der Flinte, sondern auch mit den Zähnen zu verteidigen.

* * *

Es regnete täglich. Die Sonne erscheint für einen Augenblick auf der hellblauen Himmelswiese, um sich abzutrocknen, spiegelt sich in einer Pfütze und wieder rollen schwere, zerzauste Wolken über sie dahin. Gelbe und trübe Tage brachen nach unruhigen Nächten an und die Menschen verkrochen sich unter Mäntel und Decken, kehrten die Mützen mit dem Ziegenfell nach oben und stapsten im Schmutz. Früher jagte sie das Unwetter in die Stube, jetzt aber trieb sie etwas unter die Leute. Jeder wollte ein menschliches Gesicht sehen und eine

Stimme vernehmen. Man schlief wenig in den Nächten. Die einen konnten die Blicke nicht von den fernen Bränden wenden, andere wieder trieben das Vieh aufs herrschaftliche Feld und schliefen nicht, um ständig in Bereitschaft zu sein. Nachdem der Ökonom in zerrissener Kleidung aus dem Felde geflohen war, wagte zwar schon niemand mehr die Pferde anzurühren, obgleich sie appetitlich das junge, vom Regen erfrischte Gras kauften.

Die Menschen schienen ihre tägliche Arbeit vergessen zu haben. Ihr eigenes Feld interessierte sie wenig. Es schien ihnen so klein, so kümmerlich, keiner Beachtung wert und lag unbesät, sogar ungepflügt da.

Auf der Dorfversammlung wimmelte es von Menschen: die Bauernröcke drängten sich so eng aneinander, daß die nasse Kleidung sogar dampfte. Die verschiedensten Gerüchte, die unbekannt woher kamen, wurden alle zusammengeknetet, sie wuchsen vor den Augen, wie Teig im Backtrog. Trockene, schlaflose Augen schauten einem jeden in den Mund, das Ohr fing aufmerksam jedes Wort auf. Was wird sein? Wie wird es sein? Überall hat sich das Volk erhoben, es meutert, es will etwas, die Arbeiter streiken, verlassen die Betriebe, die Züge gehen nicht. Sollen sie etwa mit müßig gefalteten Händen dasitzen und warten, daß jemand für sie sorgen wird?

Um das Gemeindehaus stauten sich diejenigen, die sich verspätet hatten und waren bemüht, sich durch die Tür hindurchzuzwängen.

— Worüber reden die dort? Man muß so machen, damit es alle hören.

— Ihr seht doch, es ist eng. Alle können nicht hinein...

Wenn jemand von den Großbauern kam, Mandryka oder Pidpara, da mußten sie den Spott derjenigen, die draußen im Regen vor der Tür standen, über sich ergehen lassen.

— Geh hinein, wirst hören, wie man dort dein Land teilt.

— Hör nicht zu, sonst wirst du vor Ärger dein Fett verlieren.

— Dem geschieht nichts. Der Arme schindet sich auf der Arbeit ab, dem Reichen wird aber sein Schmerbauch noch dicker...

— Was der Arme auseinander wirft, das sammelt der Reiche....

— Macht nichts. Das wird bald anders werden. Auch das Schwein wird in den Himmel gucken....

-- Ja, wenn man es abschlachten wird.

Mandryka lachte und trippelte eilig am Gemeindehause vorbei. Er schien vergessen zu haben, daß er Dorfschulze war. Pidpara zog die Augenbrauen über den Augen zusammen und schimpfte.

Guschtscha war häufig abwesend. Er kehrte ganz durchnäßt, mit Kot bespritzt, aber fröhlich ins Dorf zurück. Hafijka begegnete ihn hinter Pidparas Gemüsegarten.

— Ich war auf der Station. Dort wird gestreikt. Die Maschine fährt schon zwei Tage nicht. Die Arbeiter halten Versammlungen ab und beraten sich. Auch wir müssen die Leute zusammenrufen.

— Das sagt auch Prokip.

-- Man darf keine Zeit verlieren.

— Wo werden wir sie denn versammeln?

-- Vielleicht im Walde, jenseits der Schlucht.

-- Ruft die Jamischtschaner.

— Wir werden alle rufen.

Marko wollte sich schon entfernen.

— Warte, ich zeige dir was...

• Hafijka errötete plötzlich und stand unschlüssig da.

-- Wo ist es denn? So zeige doch.

Hafijka wandte sich von Guschtscha ab und zog etwas unter ihrem Mieder hervor.

-- Da, halte es.

Er faßte an einem Ende und sie entfaltete ein Stück roten Kumatsch.

— „Land und Frei.....“

— Ich habe es noch nicht fertig gestickt...

Sie wurde ganz verlegen und Tränen glänzten in ihren Augen.

— Ich habe es — so.... vielleicht, wird man es mal brauchen können... Marijka hat einen neuen Rock zerrissen, und eine andere, noch schönere gestickt.

Sie verstummte plötzlich.

Die schuldbewußt blickenden Augen suchten Markos Blick.

* * *

Warmer Nebel wogte über dem Felde und füllte die Schlucht bis an die Ränder an, so daß die Bäume in ihm untertauchten. Es war schwer zu erraten, ob ein schwarzer Baumstamm im Walde emporrage, oder ob das eine menschliche Gestalt war. Nur dort, wo eine Schulter die andere berührte, oder wo man von hinten warmen Atem spürte, wußten die Menschen bestimmt, daß sie nicht allein waren. Man fühlte nur, daß aus dem Nebel in den Wald ein lebendiger Menschenstrom fließt, wie Wasser ins Tal, daß der Strom sich immer vergrößert und zu einer Menge verschmilzt.

— Wer ist da gekommen?

— Das sind wir, die Jamischtschaner.

Und wieder strömte es und raschelte weich durch den Wald...

— Wer da?

— Habt keine Angst. Die Unserigen sind das.

Man fühlte schon, daß irgendwo weit, weit, ebenso wie hier, zahlreiche Brüste atmen, ein Körper den anderen berührt und etwas lebendiges die Nahen mit den Fernen verbindet, wie eine Welle die einzelnen Tropfen verbindet. Jemand zündet ein Streichholz an — und für einen Augenblick taucht aus der Finsternis ein Dutzend grauer Gesichter auf, der milchweiße Nebel erbebt und ein gelber herbstlicher Ast leuchtet auf, wie ein Priesterornat in der Kirche.

— Warum schweigt man denn? Soll man doch sprechen...

— Sprecht... sprecht....

Der große Körper wogte im Nebel und von einem Rande bis zum anderen strömte ein und dasselbe Blut in den Adern.

Es war gleichgültig, wer da sprach, wenn man nur das hörte, was die zerstäubten Gedanken verbinden würde, was die Hoffnungen zu einem Strom verschmolzen und gezeigt hätte, wohin man schwimmen solle.

— Land!

Das Wort ertönte, wie eine hochgespannte Saite und stimmte das Herz.

Ein altes, bekanntes und nahes Wort. Das war nicht jener graue Flecken Erde, der wie ein Blutegel die Kraft aus dem Menschen aussaugt und selbst nur Disteln erzeugt; das war etwas Bezauberndes, Anziehendes, das seit jeher die abgequälte Seele anlockt, das in allen Farben prangt, in der Sonne leuchtet, wie ein Traum, wie etwas Unaussprechliches, wovon sich das Schicksal verändert hätte und die Gewässer — das Leben — hoch über die Ufer gestiegen wären.

Land ist eine Gabe Gottes, wie Luft, wie Sonne...

Das Land ist für alle. Aber wer besitzt es?

Wer besitzt es? Der Gutsherr, der Reichbauer.

Es gibt ein Feld, das in den Händen der Reichen ist und es gibt einen armen Bauer, der nichts hat, nur seine Hände und Füße. Nur seine vier Endglieder....

Im Nebel tauchen hier und da, wie kleine Inseln, dumpfe Stimmen auf.

„Jetzt werden wir so sagen: ich brauche Land, weil ich keines habe, und du brauchst es... Der Gutsherr sieht das aber und erhöht den Preis...“

„Nicht der Gutsherr erhöht ihn, sondern wir selbst reißen uns um die Pacht, denn wenn du es nicht nimmst, dann nehmen es andere. Niemand will vor Hunger sterben, — deshalb zahlt man eben...“

„Sowieso geht man zugrunde... Die Erde kann keine Ausgabe aushalten, wenn sie hungrig ist, will sie keine Frucht bringen. Und das, was sie erzeugt hat, das nimmt alles der Gutsherr.“

„Deine Arbeit ist vergeblich... Und das nächste Jahr

gehst du wieder zum Gutsbesitzer und betrügst dich selbst....”

„Der unvermeidliche Tod ist furchtbar...”

— Hört, hört! So schweigt doch!

Das Land gehört den Werktätigen. Wer hat dem Reichen seinen Reichtum gegeben? Wir, Bauern. Und woher hat er seine Kraft? Von uns, Bauern... Unsere Großväter, unsere Väter und wir selbst haben unser Lebtage für den Gutsbesitzer gearbeitet. Haben wir uns denn kein Land verdient?...

Und wieder erklangen im Nebel einzelne Gespräche, wie berührte Saiten.

„Steuern mußt du zahlen, Soldaten mußt du aufstellen, damit sie unser Land gegen den Feind verteidigen... Was soll ich aber verteidigen, wenn ich kein Land habe? Mache zuerst so, daß ich Land besitze, und nimm dann den Soldaten, wenn er was zu verteidigen hat...”

„Wollen wir die alten Nester zerstören, wie es andere tun, wollen wir die Reichen ausräuchern, damit sie nicht mehr zurückzukehren wagen, dann wird es den Bauern leichter sein, dann werden wir Land haben...”

Panas Kandsjuba konnte es nicht länger aushalten. Er hatte schon mehrmals geschrien: „Leute! Christen!” doch man ließ ihn nicht zu Worte kommen.

— Schweige, du störst bloß.

Aber er kletterte bereits auf einen Baum, schwerfällig wie ein Bär, in seinem Rock, so daß die Zweige knarnten.

— Leute, Christen!

— Wer spricht da?

— Wer weiß....

— Christen, wir haben lange geduldet. Das ist wahr, die dickbäuchigen Herren halten uns nicht für Menschen, wie Löwen brüllen sie den Bauern an; sie haben das Volk ruiniert und verfolgen uns noch mit ihren Soldaten und allerhand Helfershelfern. Jagen uns wie wilde Tiere. Doch wollen wir uns noch ein bißchen gedulden. Wollen wir auf die große Gnade und Gerechtigkeit warten.

— Von wem denn?

— Das kennen wir! Wir haben gewartet!

Der Nebel erzitterte, etwas wallte unten auf, und es schien, es werde sich gleich über die Ufer ergießen.

— Der Geduldfaden ist uns gerissen!... Genug...

Panas war schon vom Baume heruntergeklettert und wandte sich schuldbewußt zu seinen Nachbarn.

— Sag ich denn was? Ich bin einverstanden.. bin mit allem einverstanden... So, wie die anderen...

— Da hat sich ein Weiser gefunden, „Wollen wir uns gedulden“, sagt er...

— Seid still, soll der sprechen, der da begonnen hat.

— Sprich, Guschtscha.

In der Schlucht brauste es, als hätte ein reißender Strom bei Hochwasser Steine gerollt und die Ufer aufgewühlt.

Eine Stimme tönte aus dem Nebel wie aus einer Wolke und fiel unter die Leute.

— Unser ist das ganze Land von jeher, denn jeder Erdklumpen, jeder Zoll sind mit dem Schweiß der Werktätigen begossen, mit ihrem Blute gedüngt. Nehmen wir ihnen das Land weg, dann wird jeder Werktätige genügend Brot für sich selbst und seine Kinder haben.

Da war das rechte Wort: nehmen wir das Land weg...

Es fiel inmitten einer solchen Stille, daß man hören konnte, wie die Vögel sich in ihren Nestern rührten oder im Halbschlaf in den Baumkronen mit den Flügeln schlugen.

Das Land wegnehmen!

Diese drei Worte lagen auf dem Grunde eines jeden Herzen, wie ein verborgener Schatz, und jetzt, von dort herausgeholt, wurden sie zu etwas Lebendigem und sagten: folgt uns, wir werden euch führen.

Nicht zerstören und nicht niederbrennen, sondern wegnehmen. Was das Feuer nimmt, das gibt es schon nicht zurück. Wolten wir gehen und das wegnehmen, was unser ist und was auf unrechtem Wege uns und unseren Vätern genommen wurde. Nehmen wir unser

blutiges Brot weg, das man für fremden Luxus vom hungrigen Munde gerissen hat.

Die Brust aller atmete so tief auf, daß der Wald widerhallte.

Der große Körper schien noch zu wachsen, er reckte die steifgewordenen Füße, die erstarrten Hände. Er fühlte seine Kraft. Und es läutete darin wie feierliches Festtaggeläute: „Wir werden Land haben... Wir nehmen das Land weg...“

Dasselbe Land, das wie ein Traum nur aus der Ferne lockte und sich nicht greifen ließ, das vor den Augen tanzte, wie eine Fata Morgana an heißem Tage...

Jetzt war es nahe, strecke die Hand aus und nimm es.

Man hatte keine Lust auseinanderzugehen, den gewaltigen Körper in einzelne Teile zu zerreißen...

* * *

Unruhe herrschte im Dorfe. Seit jener Nacht, als man sich im Walde versammelt und beschlossen hatte dem Gutsbesitzer das Land wegzunehmen, war eine ganze Woche verstrichen, doch die Leute konnten sich noch immer nicht entschließen. Alle warteten gespannt, worauf man aber wartete, das wußte niemand. Die Einen sagten dies, die Anderen das und aus diesen Gesprächen spann sich ein Netz, das weder Anfang noch Ende hatte. Die Eisenbahner streikten, die Arbeiter streikten, überall war es öde, trübe, einsam, und nur die Krähen verbanden das Dorf mit der Welt durch die schwarze Kette ihrer Flügel.

Ringsum ging irgend etwas vor sich. Gleichsam als wälze sich eine Hagelwolke heran, von der niemand weiß, woher sie komme, wo sie niederstürzen und was sie zugrunde richten wird. Es atmete sich schwer an diesen trüben Tagen und die langen Herbstnächte zogen sich unruhevoll dahin. Wenn jemand Zeter geschrien hätte, wenn unerwartet Glockengeläute ertönen würde oder ein Flintenschuß die dicke gewitterschwüle Luft durchschnitten hätte, da wären die Menschen aus den

Hütten gelaufen und würden blindlings über einander hervorfällen!

Hafijka konnte des Nachts nicht schlafen. Sobald es dämmerte, verriegelte Pidpara die Haustür, prüfte lange, ob sie gut verschlossen ist, nahm, ehe er sich schlafen legte, die Flinte von der Wand und legte das Beil neben sich hin. Das Licht wurde gelöscht, doch Hafijka wußte, daß der Wirt nicht schlafe. Sie hörte, wie er sich unruhig auf seinem Lager hin und her wälzte, schwer schnaufte, sich wieder hinsetzte und horchte. Dann legte er sich wieder hin und lag eine Weile still, doch plötzlich fuhr er auf und betastete die Diele mit der Hand, bis er das Beil fand. Wieder wurde es für einige Minuten still, unter den Bänken piepsten die Mäuse, die zum Winter in die Stube übersiedelt waren, und die Schaben raschelten im Geschirrschrank. Doch Pidpara schlief nicht. Hafijka schien es, als sehe sie seine weitaufgerissenen Augen, die unverwandt ins Dunkel starrten.

Endlich stand Pidpara auf und ging hinaus. Hafijkas Herz pochte wild, und seinem Pochen im Takt stampften Pidparas Füße an der Getreidedarre, um die Heuschober herum, sie knisterten auf den zugefrorenen Pflützen dicht an den Wänden der Hütte.

Manchmal übernachtete der Wirt im Felde, bei der Dreschtenne. Da irrte die Wirtin die ganze Nacht umher, sie fürchtete sich, stöhnte, ächzte und schlorrte mit ihren Filzschuhen von einem Fenster zum anderen.

Hafijka wurde es zuweilen so schwer, daß sie die Erlaubnis ausbat, bei sich zu Hause zu übernachten.

Malanka ging gewöhnlich spät zu Bett. Andrij trieb sich ständig unter den Leuten herum und kehrte spät zurück, Malanka aber hing den ganzen Abend ihren Träumen nach. Etwas muß kommen. Etwas schönes, das das Leben verändern wird. Etwas wird plötzlich geschehen, wenn nicht heute, dann morgen. Irgend ein Wunder. Sie wollte nicht arbeiten und, wie an einem Sonntag, die Hände müßig im Schoße, stickte sie mit Worten wunderliche Muster. Zusammen mit Hafijka

standen sie an der Schwelle im Hausflur und schauten lange zu, wie die Fenster in den Dorfhütten leuchteten. Dort, in jeder Hütte wartet man auf etwas, man ist bereit, wie trockenes Reisig, das nur auf den Funken wartet. In jeder Hütte blüht Hoffnung, wachsen Erwartungen.

Im Dorfe hatte wohl nie so viel Licht gebrannt wie an diesen langen, bängigen Herbstnächten.

* * *

Der Wind nahm einen Anlauf, er sprang, er zerrte an den Stimmen und am Rauch, und die blasse verarmte Sonne schüttete hinter den Wolken ihr letztes Gold auf die Erde hervor.

Hafijka haschte nach den Wäschestücken, die der Wind wie eine Herde weißer Gänse im Hofe auseinandergeweht hatte. Das Hemd der Wirtin, vom Winde aufgeblasen, rollte rüchlich, wie eine schwangere Frau, über den Hof und haschte die Erde mit seinen Ärmeln. Der Wind piffte Hafijka in die Ohren, und ihr schien es, daß man sie rufe.

Nein, jemand rief sie wirklich. Sie wandte sich um.

Vom Tore her winkte ihr Prokip mit den Händen.

— Was willst du?

Sie hörte nicht, was er spricht.

— Was ist dort los?

— Bringe deine Fahne.

Hinter dem Tor war eine Menge Menschen. Da war auch Malanka mit ihren dünnen Händen, der schwerfällige Panas Kandsjuba, auch Kinder, die wie Spatzen am Zaune umherhüpften.

— Bringe sie schneller!

Was war geschehen?

Hafijka stürzte ins Haus.

Einige Arme streckten sich nach Hafijka aus, doch Prokip nahm selbst die Fahne.

Er hatte schon den roten Kumatsch an einer Stange befestigt.

Das Volk lärmte ungeduldig. Sie hatten es doch erlebt. Das Manifest war gekommen.

Pidpara stand an seiner Hausschwelle, schwarz wie ein Schatten, er stützte den Türpfosten mit den Schultern und schaute schweigend zu.

Endlich wurde die Fahne gehißt. Das rote Tuch flatterte im Winde und darauf hüpfen die Worte, als seien sie lebendig.

„Land und Freiheit!“

Alle hoben die Blicke und etwas wehte durch die Menge, wie ein Seufzer.

Man setzte sich in Bewegung. Hafijka hatte ihre Wäsche vergessen. Sie ging in der Menge, wie im Traum. Etwas war geschehen. Etwas Langerwartetes und Ersehntes, doch Unklares. Irgend ein Manifest.

Prokip ging an ihrer Seite, und ihr schien es, als sei er plötzlich gewachsen. Seine großen abgearbeiteten Hände lagen ruhig auf der Fahnenstange, die Füße traten fest auf.

Aus dem eintönigen Lärm der Menge klangen einzelne Worte heraus.

— Gott sei Dank, die Menschen haben es erlebt...

— Es wird für alle, für alle ausreichen! — jubelte Malanka. Der Wind fing ihre Worte auf und schleuderte sie zurück.

— Es wird für alle ausreichen, das Land ist unser...

— Jetzt, „gnädiger Herr“, wird Strafe um Sünde nicht ausbleiben...

Auf Andrijs totem Gesicht saß der milchweiße Schnurrbart, wie zwei Tauben.

Panas Kandsjuba strahlte.

— Jetzt stecken wir den Gutsherrn in Bastschuhe, Andrij!...

— Na, freilich!

Den Zäunen entlang wateten Kinderfüße im Kot.

Die Kinder liefen voraus und schrieten mit dünnen Stimmen:

— Land und Freiheit! Land und Freiheit!

Die Fahne flatterte, es schien, als brenne sie im Wind.

Aus den Hütten strömten immer mehr Menschen heraus. Sie nahmen die Mützen ab, bekreuzigten sich und schlossen sich dem Zuge an. Die Entgegenkommenden kehrten um.

— Zur Gemeindeversammlung! Dort ist das Manifest.

In den Menschen war etwas Neues. Die tiefen Augen brannten in den grauen Gesichtern, wie Kerzen im Dämmerlicht der Kirche. Hafijka schien es, daß jede Seele und jeder Gedanke für sie klar seien, wie ihre eigenen. Etwas feierliches war im Flattern der Fahne, in der stillen Trauer der Herbstsonne, in den erregten verklärten Gesichtern. Gleichsam als würden in dunkler Frühlingsnacht die Wachskerzen in den Händen schmelzen und das im Chor gesungene „Christus ist auferstanden“ bis an die Sterne emporschweben.

Plötzlich machten die Vorangehenden halt.

Hinter der Ecke ergoß sich ein zweiter Menschenstrom und kreuzte ihnen den Weg. An der Spitze des Zuges wehte ebenfalls eine rote Fahne.

Prokip hob seine Fahne in die Höhe.

— Land und Freiheit!

— Land und Freiheit! Glückauf zum Feiertag!

— Glückauf!

Alle mengten sich zusammen.

Malanka umarmte schon die Frau des Schmiedes.

— Gevatterin, liebe Gevatterin...

Sie konnte nicht sprechen.

Sie küßten sich. Malankas trockenen Hände zitterten auf den dicken Hüften der Frau des Schmiedes.

— Gott sei Dank, Gott sei Dank!....

Der Wind riß der Frau des Schmiedes eine Träne von der Nasenspitze herunter.

- Man schritt weiter. Jetzt schwebten schon zwei Fahnen in der Luft. Sie wehten und flatterten, als seien sie vom Winde im Feuer beflügelt.

Das Volk umdrängte die Dorfbehörde in so dichter

Menge, daß alle die vielen Bauernröcke zu einem Ganzen verschmolzen und daß man nicht atmen konnte. Guschtscha stand auf der Freitreppe und las etwas vor. Er war schon müde und heiser, doch die Neuangekommenen wollten auch hören. Die Hintenstehenden reckten die Häuse, legten die Handflächen an die Ohren. Die Vorderen wollten niemand durchlassen, um es nochmals zu hören. Die Menschen strömten aber noch immer herbei und drängten auf die früher Gekommenen.

— Was liest er — Freiheit und abermals Freiheit, wo ist aber das Land?

— Hörst du es denn nicht? Er liest nur über das Land.

Die kleingewachsene Malanka war in der Menge eingekleilt. In der Wärme, die die Menschenkörper ausströmten, in den Schweißausdunstungen fühlte sie sich außerordentlich wohl. Sie hörte nicht hin. Was ist da zu hören? Es ist auch ohnedies alles bekannt. Das wissen bereits alle, daß man das Land dem Volke abgegeben hat. Es wäre besser gewesen, anstatt hier herumzustehen, wenn alle zusammen ins herrschaftliche Feld gehen und den Pflug darüber sausen lassen würden, um schneller zu sehen, wie er die unermeßlichen Felder zerschneidet, die Schollen umwälzt, das Feld unter die Leute teilt. Das gehört dir, und das mir... Damit alle gleich viel haben. Und sie stehen hier! Seht doch! Sogar Andrij hat seine verkrüppelte Hand vor der Gemeinde erhoben, damit man ihn nicht vergessen solle. War es lange her, als er das Land verfluchte? Nun, das ist vorbei. Jetzt ist sie gut, nicht nachtragend, sie zürnt Andrij nicht mehr. Die Erde selbst lacht ihr zu, läßt ihre Stimme hören. Wie die gelben Stoppeln in der Sonne leuchten...

Die gesamte Gemeinde hat sich um die Dorfbehörde versammelt.

Das Dorf war menschenleer. Die schmutzigen Wege schlängelten sich zwischen den Hütten, wie schwarze Schlangen, der Wind zerrte am Stroh der Dächer und auf die aufgewühlten Gemüsegärten ließen sich Raben in Scharen nieder.

Irgend ein altes Weib kroch aus seiner Hütte heraus, hielt sich an der Wand fest und schrie ärgerlich in die Leere:

— Wo sind die Leute? Brennt es wo? He?

Niemand antwortete ihr. Nur der Wind klapperte mit, den Türen in den verlassenen Hütten, Kühe irrten in den Höfen umher und Hunde bissen einander in Haufen trockener Blätter.

Langsam kehrten die Leute heim.

Zwei Bauern gehen die Straße entlang.

— Hast du gehört? Freiheit, Freiheit, aber welche Freiheit?

— Als wenn ich's nicht wüßte? Man darf die Gutsbesitzer niederschlagen.

— Ich hab' es gleich verstanden. Man gibt uns die Freiheit, damit das Volk die Herren vernichtet. Also, diejenigen, die von unserer Arbeit leben.

Die Weiber:

— Wenn man das Gut teilen wird, da werde ich mir nur eine rote Kuh nehmen.

— Und ich möchte ein paar Gänse zur Zucht haben. So schöne Gänse...

— Es wird dort vieles sein, was man nehmen könnte. Wenn wir es nicht nehmen, da nehmen es Fremde, aber es ist ja unser Gutsherr...

— Freilich. Wir geben niemandem das, was uns gehört.

Plötzlich erfüllten die Burschen die Straße mit ihrem Gesang.

Vor den Häusern der Reichen blieben sie stehen, hoben die Fahne in die Höhe und schrieen aus vollem Halse:

— Land und Freiheit!

Wenn sie sich versteckt haben, dann sollen sie es wenigstens hören. Das schmeckt ihnen, wie dem Hunde Pfeffer...

Guschtscha und Prokip wurden mit Fragen überhäuft: — Wie wird das sein? Ob man das Land bald teilen werde? Ob das gekaufte Land weggenommen wird?

Marko war ganz heiser, er hatte kaum Zeit, alle Fragen zu beantworten, Prokip war aber ruhig wie immer.

Malanka packte ihn an den Rockschoßen.

— Prokip, höre mich an... Das bin ich, Malanka. So wartet doch, Leute, laßt mich sprechen. Hör doch, Prokip, hörst du... daß man mir das Land näher zuschneidet, wo der Weizen so gut gedeiht... Daß du es nicht vergißt... Hörst du, Prokip, was?

Sie krümmte sich zusammen, klein und vertrocknet, völlig von einem unbesiegbaren Verlangen erfaßt.

* * *

Jeder Tag brachte irgend eine Neuigkeit. Da hatte man ein Gut zerstört, dort eine Branntweimbrennerei oder eine Zuckerfabrik niedergebrannt, an einem anderen Ort wurden die Wälder der Gutsbesitzer ausgeholzt, ihr Land wurde gepflügt. Und dafür gab es nichts. Die Gutsbesitzer liefen davon, verschwanden vor dem Angesicht des Volkes wie Stroh im Feuer. Täglich brachte der Wind frischen Rauch und die Menschen—frische Neuigkeiten, und niemand wunderte sich mehr. Gestern war das ein Märchen, heute war's Wirklichkeit, was war denn Seltsames dabei? Die Branntweimbrennerei des jungen Herren Lolo und das Gut des Grundbesitzers waren zwar den Bauern wie ein Dorn im Auge. Worauf wartet man noch?

— Sind wir denn schlechter als die anderen? Es wurde doch schon beschlossen.

Es gab Unzufriedene, doch trugen Guschtscha und Prokip den Sieg davon.

Inzwischen spannte manch einer gegen Abend sein Pferd ein und fuhr in der Nacht mit leerem Wagen aus dem Dorfe. Man ging auch zu Fuß. Das Beil am Gurt, einen Sack unter dem Arm, zog man über das Feld in die Nachbardörfer nach herrschaftlichem Gute aus. In der Nacht rollten über die kotigen Wege unaufhörlich mit Getreide-, Kartoffel- und Zuckersäcken beladene

Führen. Diejenigen, die zu Fuß auszogen, kamen zu Pferde, auf den Pferden der Gutsbesitzer zurück oder trieben eine Kuh vor sich her. Am folgenden Tage schliefen sie sich bis zum Mittag aus und nur an den mit Kot bedeckten Rädern erkannten die Nachbarn, daß der eine oder der andere in der Nacht auf Beute ausgezogen war. Manchmal spielten die Kinder mit neuen Spielsachen, mit zerbrochenen Fläschchen, Türklinken, oder eine junge Frau nähte sich, von den Nachbarinnen beneidet, einen prächtigen Kopfschmuck aus einem Lappen Stoff, mit dem die Herrschaften die Stühle überziehen.

Auch Malanka ging einmal hin.

Mit Mühe und Not schleppte sie ein Säckchen Mehl herbei, sie schnaufte und stöhnte.

Andrij verzehrte das schmackhafte Weißbrot und lobte es immerzu, doch Malanka rührte es nicht an.

— Warum ißt du nicht? — staunte Andrij.

— Ich kann nicht. Das ist fremdes Gut.

— Weshalb hast du's denn genommen?

— Alle nahmen, da nahm ich halt auch.

Das Mehl störte Malanka, wie ein Toter in der Stube, sie wußte nicht, wohin sie es tun soll.

Die Dorfreichen verhielten sich mäuschenstill. Es schien, als seien sie nicht im Dorfe.

— Unsere Schreihälse sind gar nicht mehr zu hören, haben wohl Angst und sitzen in den Stuben, — lachten die Leute.

Doch dort, wo es ihrer viele gab, schwiegen sie nicht.

Panas Kandsjuba, von seiner Schwester aus dem Dorfe Piski zurückgekehrt, erzählte:

— Ich komme ins Dorf, es ist ein Werktag, doch die Menschen strömen in die Kirche. Sie hielten mich an und fragten, wer und was, wozu und zu wem ich gekommen bin. Schauen mich von allen Seiten an, als sei ich ein Dieb. Nun, gut. Der Schwager ist auch in der Kirche. Ich sah die Schwester an — sie kann sich kaum auf den Füßen halten, die Augen sind rot und trübe. O,

Gott... „Was ist dir, frage ich, bist du krank?“ Da fängt sie an-zu weinen... „Ich bin nicht krank, — sagt sie, — ich fürchte mich. Ich bin ganz heruntergekommen von der Schlaflosigkeit. Wir schlafen schon die fünfte Nacht nicht, löschen das Licht nicht, fürchten einzuschlafen. Wir warten auf die Brandstifter.“ „Auf wen wartet ihr?“ — „Auf die Habenichtse. Sie ließen uns sagen, — wartet auf uns, wir werden euer Haus niederbrennen, Damit es weder Reiche, noch Arme, aber nur Mittelbauer gebe. Die Angst packt die Leute. — Am Tage geht es noch irgendwie, — da sieht man wer da geht, wer gefahren kommt, wenn aber die Nacht hereinbricht — da halten wir Wache. Gestern ging mein Alter ins Dorf, die Sonne ging schon unter, — da kommt plötzlich jemand geritten. Er klettert sofort auf den Glockenturm, läßt die Glocken läuten. Mein Herz wollte schier zerspringen. Das ist niemand anderes, als die Brandstifter. — Die Leute kamen zusammengelaufen, zerrten jene von den Pferden herunter und führten sie in die Dorfbehörde. „Ihr wollt uns niederbrennen? Schlagt sie!“ Jene stimmen ein Geschrei an: „Wir reiten selbst den Brandstiftern nach, die von uns davongelaufen sind.“ Niemand glaubt ihnen. Nur der Kirchenälteste allein hat sie gerettet, sagt mein Alter. Wenn er sie nicht erkannt hätte, wäre es um sie geschehen.“ Die Schwester erzählt das und zittert am ganzen Leibe. O, Gott...

Da kam auch der Schwager aus der Kirche. Die Augen sind ihm tief eingesunken, man sieht, er ist erschöpft. Nun, gut. „Was ist bei euch heute für ein Feiertag?“ frage ich.

„Es ist kein Feiertag, aber die Leute haben einen Gottesdienst bezahlt, damit Gott das Übel von uns abwende. Wir bauen jetzt nur auf Gott allein.“

Wir sitzen und unterhalten uns über dies, über jenes, der Schwager nickt aber mit dem Kopfe, er schlummert. Die Schwester kann auch kaum die Augen offen halten, um ein Wort dazwischen zu sagen. Nun, gut. Es dämmert schon, jetzt sind doch die Tage kurz, — wir haben Abendbrot gegessen, das Licht brennt. Es wäre

Zeit zu schlafen — sie schlafen aber nicht. Ich ging aus der Hütte hinaus — überall im Dorfe brennt Licht, niemand denkt ans Schlafengehen... O, Gott... So unheimlich, so bange ist mir zumute. Und die Unserigen sitzen. Eine Maus raschelt unter der Bank, da spitzen sie schon die Ohren. Es ist schon spät, schon die höchste Zeit zum Schlafen, aber sie schlafen nicht. Wir hören, die Hähne krähen schon, doch durchs Fenster sieht man, wie mitten in der Nacht alle Fenster im Dorfe leuchten. Plötzlich hören wir ein Knallen! Jemand hat einen Schuß abgefeuert. Der Schuß hallt durch das Dorf. Nun, gut. Die Schwester bleibt wie angewurzelt auf ihrem Platz, sie drückt nur die Hände an die Brust, der Schwager springt aber auf und läuft in den Flur. Er packt die Heugabel und eilt weiter. Ich — hinterdrein. Ich laufe und sehe, wie die Leute aus den Hütten stürmen, jeder hält in der Hand das, was ihm gerade unter die Finger kam... O, Gott... Wohin laufen? Wo? Wer hat geschossen? Wir sind schon am Dorfrande, da sehen wir, es stehen irgendwelche Menschen. Man fragte sie nicht erst, sondern fiel über sie her. Man schlug sie zu Tode, wohin gerade der Schlag fiel, bis man sie fortjagte. Bis zum Morgengrauen schlief schon niemand mehr, und am Morgen ging man hin, um nachzuschauen. — Achte lagen erledigt da, einer war noch warm, er stöhnte....

* * *

Es wurde bestimmt, sich auf dem Dorfplatz vor der Behörde zu versammeln. Guschtscha kam früher. Unruhig wandelte er vor der Freitreppe umher und hielt Ausschau. Prokip war bereits hier.

— Sie kommen nicht, — beunruhigte sich Marko.

— Es ist noch früh, sie werden noch kommen.

Doch auch Prokip war unruhig. Es war nicht leicht, das Volk zu besänftigen. Ringsumher wurden die Güter geplündert und niedergebrannt, die Feuersbrünste fegten wie sengender Wind über die Dörfer und rissen alles in ihrem Sturmwind fort. Die Leute wollten sich von

den anderen, von ihren Nachbarn nicht unterscheiden, und es bedurfte einer großen Arbeit, um die Bewegung einzuhalten. Doch hatten Guschtscha und Prokip gesiegt. Sie bewiesen den Bauern, daß man das Volkseigentum weder verbrennen noch zerstören dürfe. Nicht der Gutsherr hatte die Häuser gebaut. Bauernhände haben die Balken und Steine aneinandergefügt, und all dies muß jetzt zum Nutzen des Volkes dienen. Heute sollte sich entscheiden, wer den Sieg davongetragen hatte, — ob sie es waren, oder Choma, der die Leute aufhetzte, alles zu vernichten und zu verbrennen.

Langsam strömte das Volk zusammen. Da erschien Semen Mashuga an der Spitze eines großen Menschenhaufens. Panas Kandsjuba führte auch die älteren Bauern an. Der Dorfplatz füllte sich an und begann zu lärmern. Marko drückte jedem die Hand. Etwas lastete ihm auf der Brust, es erstickte ihn und als er seine Stimme hörte, erkannte er sie nicht.

— Habt ihr die Fahne gebracht?

— Da ist sie! Hier! — rief Mashuga; er entfaltete die Fahne und hob sie in die Höhe.

— Wird niemand mehr kommen?

— Das sind wohl alle.

Man konnte aufbrechen. Doch alles stand still.

Nur als die Fahne wankte und leise durch die Luft schwebte, setzte sich der Zug in Bewegung. Die Füße raschelten im Schmutz, wie Krebse in einem Sack, und die schiefen kleinen Hütten, armselig und abgeschabt, schauten ungläubig dem Zuge nach.

Der Gutshof schlummerte, schläfrig und leer. Es schien, als sei dort niemand. Nur die Hunde knurrten und versteckten sich sofort. Die Menschenmenge ergoß sich durch das Tor in den Hof, wie Wasser durch einen Flaschenhals. Auf der Schwelle des Pferdestalles erschien der Kutscher. Guschtscha befahl ihm, den Gutsherrn zu rufen.

— Der Herr ist nicht da.

— Wo ist er denn?

— Er ist in der Nacht entflohen.

Die Menge wogte auf.

— Ausgerissen? Na, gut. Soll der Verwalter kommen.

Blaß im Gesicht und ohne Mütze kam Jan aus dem Kontor heraus. Seine kalten Augen huschten unruhig über die Leute. Unwillkürlich wich er zurück. Doch Guschtscha hielt ihn an, zog ein Papier aus der Tasche und begann es zu entfalten. Inmitten der großen Stille hörte man nur das Rascheln des Papiers. Es schien, daß Guschtscha es zu lange macht. Endlich räusperte er sich, reckte sich zusammen und begann mit hoher, etwas fremd klingender Stimme vorzulesen. Allen war bereits dieser Beschluß bekannt, aber jetzt schien er neu, bedeutungsvoll, wie die Worte, die sie in der Kirche genommen hatten. Ja, ja. Sie wußten schon, daß von heute an das Land nicht den Herren, sondern den Bauern gehört, daß das Volk es wegnehme, als sein Eigentum. Den, von der Arbeit der Großväter und Enkel geheiligten Acker.

Alle hörten schweigend, mit angehaltenem Atem zu. Prokip las zu Ende und wandte sich an Jan.

— Wir brauchen dich nicht. Packe deine Sachen und mach, daß du fortkommst.

Jan wollte etwas sagen, vermochte es jedoch nicht und nur seine weißen Lippen bewegten sich lautlos und die zitternden Hände suchten nach etwas.

Er taumelte und wankte wie ein Betrunkener ins Kontor.

Doch er blieb dort nicht sitzen. Nach einer Minute lief er wieder heraus, blickte erschrocken die Menge an und schrie heiser:

— Mussij! Spanne die Britschke vor!

Panas Kandsjuba gab das einen Stich.

— Die Britschke! Und im Mistwagen willst du wohl nicht fahren? Hört ihr, Leute, er will die Britschke!

Das Volk war plötzlich wie aus dem Schlaf erwacht. Man hörte Lachen.

— Seht den Herrn! Was fällt ihm ein! Mit der Herrschaft ist's vorbei....

— Er soll keine Britschke bekommen.

— Mussij, mach die Fuhre zurecht...

— Den Mistwagen!

Mussij stürzte zum Mistwagen.

Doch Jan wollte es nicht.

— Ich brauche keine Pferde. Laßt mich, ich gehe zu Fuß.

— Gott befohlen!

Der Verwalter stülpte die Mütze auf und zwängte sich seitwärts durch die Menge. Seine Augen, wie in die Falle geratenen Mäuse, musterten angsterfüllt jedes Gesicht, er hielt die Hände zur Verteidigung bereit, jedoch niemand rührte ihn an. Endlich, als Jan schon hinter dem Tore war, wurde es allen leichter, als sei ihnen ein Staubkörnchen aus dem Auge gefallen.

Jetzt galt es den Gutshof in Empfang zu nehmen.

— Wie werden wir ihn übernehmen?

— Wollen wir Dreie wählen. Mögen sie wirtschaften. Später werden wir schon sehen.

— Dreie sind genug. Prokip, Guschtscha und vielleicht Besik....

— Nein, lieber Mashuga...

— Schreibt den Beschluß nieder.

Oleksa Besik brachte einen Tisch und stellte ihn in die Mitte des Hofes. Guschtscha nahm hinter ihm Platz.

Es war ein grauer Herbstmorgen. Alles war grau. Der Himmel, das ferne Feld, der kahle Kirschgarten hinter dem Hause, die Bauten und die Menschen. Der Geruch von Pferdemist und frischen Äpfeln durchtränkte die Luft.

Die Leute lärmten. Malanka ließ niemand in Ruhe. Man müsse schreiben, daß das Land sofort geteilt werde. Worauf solle man noch warten? Sie hatten schon ohnedies genug gewartet. Sollte jeder schon wissen, was ihm gehört und wo sein Landstück liegt. Ihre Augen leuchteten, sie belästigte alle. Der Apfelduft kitzelte die Nüstern. Warum sollten sie nicht die Äpfel essen? Obwohl es auch, wie Guschtscha sagt, Volkseigentum ist, doch gibt es im Hause sicher viel interessante Dinge. Fruchtliköre, weiche Kissen, Geschirr und verschie-

denes seltsames Zeug, das der Bauer noch nie gesehen hat. Sollte das alles etwa dort drinnen bleiben? Die jungen Frauen guckten durch die Fenster. Die Haushälterin schien etwas erraten zu haben, sie brachte zwei Körbe mit Äpfeln aus dem Keller und bewirtete alle.

Inzwischen hatte Guschtscha beendet. Langsam kamen die Leute an ihn heran und die schweren Arbeiterhände kritzelten langsam ihre Namenszüge oder stellten ein Kreuz hin, damit es fester sei.

Prokip rief das gesamte Hofgesinde zusammen, nahm die Schlüssel in Empfang.

— Wer der Gemeinde nicht dienen will, kann den Hof verlassen.

Die Haushälterin und der Kutscher wollten nicht bleiben. Man hielt sie nicht zurück.

Der Hof leerte sich allmählich. Nur die Erwählten — Prokip, Guschtscha und Mashuga blieben zurück.

Das herrschaftliche Gut war an das Volk übergegangen.

Niemand sorgte so eifrig für das „Volkseigentum“; wie Prokip. Tagelang hastete er aus der Getreidedarre in den Pferdestall, aus der Hürde in die Dreschtemne, gab dem Gesinde die Produkte heraus, sorgte, daß die Pferde Heu und das Geflügel — Futter bekommen. Überall schaute er selbst nach, überall machte er Ordnung. Und schrieb alles in ein Buch ein, damit alle wissen, was, wieviel und worauf ausgegeben wurde. Er schüttelte den Kopf und staunte: welch eine Mißwirtschaft! Nein, der Gutsherr war ein schlechter Wirt. Das Gut ging zugrunde ohne Aufsicht von seiten des Wirtes. Man müßte das Getreide dreschen, doch die Dreschmaschine steht bis jetzt ohne Reparatur da. Die Pflüge sind verrostet, ohne Pflugeisen, das Pferdegeschirr ist zerrissen. Alles bedarf Arbeit und Geld, doch das Geld fehlte. Da beriet man sich gemeinsam und Prokip fuhr, um den Weizen zu verkaufen.

Alle drei siedelten sich im Kontor an, in den Zimmern, wo früher der Ökonom hauste. Prokips Frau verlangte, er solle zu Hause übernachten, es war ihr

unheimlich ohne den Wirten, doch er wollte nichts davon hören: man hatte ihn gewählt und sein Platz war hier.

Nachts konnte er nicht schlafen. Er ging aus dem Kontor hinaus, tauchte in der dichten Finsternis der Herbstnacht unter und lauschte, wie der Nachtwächter mit seinem Klöpfel um den Gutshof herum polterte. Es war seltsam und freudig zugleich. Das, wovon er noch unlängst geträumt hatte, hatte sich jetzt verwirklicht. Das Leben wandte dem Volke sein Antlitz zu. Die Gerechtigkeit schaute ihm in die Augen. Es wird weder Arme noch Reiche geben, die Erde wird alle ernähren. Das Volk wird sich selber sein Glück schmieden, wenn man es nur nicht stören wird. Diese Häuser, diese Gemächer, in welchen bisher nur ein einziger, unersättlicher und habgieriger Mensch umherirrte, werden jetzt als Schulen dienen. Hier werden sich die Leute versammeln, dort wird man Vorlesungen halten. Die Phantasie malte ein anderes Leben, die nächtliche Finsternis zerstreute sich, die Fenster leuchteten hell, früherer Lärm sperrte die Wände auseinander, schwellte die Brust...

Noch vor Tagesgrauen weckte Prokip die Arbeiter, klimperte mit den Schlüsseln.

Er ließ das weiße Büchlein nie aus der Hand. Sorgfältig schrieb er jede Kopeke, die dem Volke gehörte, jeden einzelnen Grasstengel hinein.

Aus dem Dorfe kamen die Leute.

— Nun, wie steht es mit unserem Gute?

Es war allen interessant, wie die Wirtschaft geführt wird, was die Verwalter machen; was vorteilhafter sei — das Land untereinander aufzuteilen oder es vielleicht gemeinsam bearbeiten und erst dann das Getreide teilen. Malanka schrie Zeter, man solle es schneller teilen. Man erklärte ihnen, führte sie in die Tennen, die Getreidedarren, man beriet sich, wie man die Bauten am besten ausnützen könnte.

— Hier sollte man eine Schule einrichten, — sagte Prokip.

Doch Guschtscha ging in seinen Plänen noch weiter.

— Eine Schule haben wir schon, eröffnen wir lieber eine Volksuniversität.

Die Leute waren mit allem einverstanden, ob Schule, ob Universität. Sollen jetzt die einfachen Leute lernen, und nicht immer bloß die Herren.

Panas Kandsjuba schaute auf das Feld, das sich vom Tore ausbreitete und sich bis zum Horizont erstreckte, und seufzte immerzu. Er ärgerte sich, daß der Gutsherr ausgerissen war, daß er nicht den „Gutsherrn in Bast-schuhen“ sehen werde.

Im Felde irrten ewig irgend welche Gestalten umher und hoben sich schwarz vom grauen Himmel ab. Das waren Ungeduldige, die das Feld ausmaßen, um zu erfahren, wieviel Land auf jeden einzelnen entfallen würde.

Mit hochgeschürztem Rock, tief gebückt, schritt Malanka, wie ein Reiher, über das lehmige Ackerland.

* * *

Choma lachte, und das war ein unheimliches Lachen.

— Ihr bewacht das herrschaftliche Gut? Ha-ha! Hütet es nur, damit ja nichts verloren geht. Der Herr wird euch dafür danke schön sagen, wenn er zurückkehrt... Nun, freilich...

Seine grünlich schimmernden Augen hüpfen wie Frösche im Sumpf.

— Ihr denkt, wenn der Herr ausgerissen ist, da ist es schon aus mit ihm. Wo denn! Solch einer geht nicht zugrunde. Er wird euch die Kosaken auf den Hals hetzen und selbst in die warme Stube schlüpfen. Schönen Dank, ihr Leute, daß ihr mir das so gut bewacht habt. Seinen Dank wird er euch auf dem Rücken aufschreiben. Nein, wenn du schon was machen willst, dann mache so, daß er keine Lust habe, zurückzukehren, daß ihm die Leere hier stinken solle... Alles der Erde gleich machen, daß es kahl, wie eine Handfläche sei...

Choma tupfte mit dem schwieligen Finger auf die Handfläche.

— So!... Wie die Handfläche...

Diejenigen, die von den Kühen und Zuchtgänsen des Gutsbesitzers oder von anderen Schätzen träumten, fingen Chomas Worte auf.

Das war wirklich wahr. Wenn Guschtscha nicht zu viel geklügelt hätte, da wäre es bei ihnen ganz ebenso, wie bei anderen Leuten. Wer weiß, ob man das Land noch teilen würde, oder nicht; was hat man aber einsteilen für einen Nutzen davon?

Andrij hielt seine verkrüppelte Hand in die Höhe.

— Wo bleibt denn die Gerechtigkeit? Uns tut man so was an, was tun wir aber ihnen dafür?

Und er schaute nach der Branntweinbrennerei. Er ärgerte sich, daß sie noch dasteht, daß ihr Schornstein noch emporragt und sorglos mächtige Rauchschwaden in die Luft speit, gleichsam als würde sie lachen.

— Der Gutsherr ist ausgerissen, und den jungen Herrn Lolo hat man zur Zucht zurückgelassen. Mag er Branntwein brennen, der „gnädige Herr“. Ha-ha!

Choma schnaufte wütend.

— Na, freilich. So wird sie auch dastehen, was ist mit ihr zu machen?

Nun, Choma wußte gut, was zu machen war. Der machte kurzen Prozeß.

— Niederbrennen.

Und dies „Niederbrennen“ piff wie der Wind zwischen seinen Zähnen.

Es war ein Wunder, daß die Branntweinbrennerei noch dastand. Sie war wie ein Dorn im Auge. Überall in den Dörfern hatte man Schluß mit den Herren gemacht, überall rauchten Ruinen, und hier war eine Branntweinbrennerei. Wohin man auch blickte, überall war sie zu sehen. Bald fiel ihr Schornstein auf, bald der Rauch, der wie ein schwarzer zottiger Drache in der Luft flatterte. In der Nacht tutet die Sirene und die Fenster leuchten, wie Wolfsaugen, und alles ist genau so, wie es früher war, als sei nichts geschehen. Was ist das für eine Sinnestäuschung? Jetzt ist Bauernrecht, nicht Herrenrecht. Überall hat man die Gutsherrn

geplündert, und alles war glatt abgegangen. Die Außen-seiter lachen uns sogar aus. Wenn Prokip und Guschtscha nicht dagewesen wären, da hätten wir damit längst Schluß gemacht. Und der junge Herr Lolo? Was hat man von ihm? Wie er früher das Blut des Volkes ausgesaugt hat, so wird er es auch weiter aussaugen. Er hat Andrij zum Krüppel gemacht, sollen wir denn wirklich warten, bis es auch den anderen ebenso er-geht?

Andrij beklagte sich ebenso wie früher, doch wurde jetzt seine Hand zur Losung.

— Seht, was man in der Fabrik mit uns macht!

Man nahm ihn bei der Hand, betrachtete aufmerksam die formlosen Fingerstümmel, als ob man sie zum erstenmale sehen würde.

Der ehemalige Hirt trieb sich überall umher und überall, wo er erschien, wiegelten seine grünen Augen das Volk auf.

Selbst Guschtschas Anhänger.

— Sind wir denn schlechter als die anderen?

* * *

Am Mittwoch wußte man, daß dies am Donnerstag sein werde. Choma ging von Hütte zu Hütte.

— Wenn die Glocken läuten, geht ihr auf die Straße. Wer nicht herauskommt, dem zünde ich das Dach über dem Kopfe an.

Er war entschlossen; man sah, daß er nicht spaßte.

Am Abend vor Freitag brannte spät Licht in allen Hütten, als sei Osternacht. Schweigend machten die Leute Beile, Stangen und eiserne Spaten bereit. Kinder-
augen verfolgten von der Ofenbank jede Bewegung der Erwachsenen.

Wenn ein Spaten klirrte oder eine Brechstange zu Boden fiel, fuhren alle entsetzt zusammen. Was, ist's schon so weit? Mitten in der gespannten Stille erzitterte plötzlich die Luft, wie vom Glockengeläute.

— Pst! Still! -

Man horchte gespannt, traute seinen Ohren nicht und öffnete die Außentür oder steckte die Köpfe zum Fenster hinaus. Feiner kalter Regen sprühte hernieder. Es war feucht, unheimlich und still. Es schien, daß dies kein Ende nehmen würde. Sollte man doch schneller das Signal geben, wenn es so wie so unvermeidlich war. Vielleicht hatte aber Choma gelogen, vielleicht hat er Angst gekriegt und es wird nichts daraus werden? Man kehrte in die Stube zurück, wandelte aus einer Ecke in die andere und besichtigte noch einmal die bereitliegenden Waffen.

Doch da ertönte unerwartet Glockengeläute. Die metallischen Klänge ließen den Herbstnebel erzittern und hallten in allen Ecken wider. Endlich! Allen wurde es leichter. Man ging aus den Hütten heraus, staute sich zu Gruppen und eilte weiter. Die plötzlich aus ihrem kalten Schlaf aufgeweckten Glocken schrien heiser und jagten die Menge vorwärts, diese knotigen, von maßloser Arbeit gekrümmten Gestalten, diese Masse schwerer sackähnlicher Körper, krummer Beine, steinharter, schwieliger Hände, die mit der Finsternis zu einem Ganzen verschmolz.

Vor der Branntweinbrennerei blieb die Menge stehen. Das große steinerne Haus, in dem der junge Herr Lolo wohnte und wo sich das Kontor befand, hob sich als graues Massiv vom schwarzen Himmel hervor; es war kalt und dunkel, und nur ein kleines Fensterchen leuchtete trübe, wie ein halbgeöffnetes Auge. Dafür lachte die Branntweinbrennerei verwegen mit einer Reihe roter Fenster und stieß stolze Rauchschwaden heraus.

Choma stampfte zwischen den Menschen umher, ungeschlüssig, womit er beginnen sollte. Um das Haus herum herrschte bereits Bewegung. Jemand lief die Mauern entlang, stieg auf die Treppe und man hörte das Poltern der Türen. Dann erlosch das Licht im Fenster und leuchtete wieder auf. Die Glockentöne erklangen durch den feinen Regen, sie schlugen und zerrissen und im Dunkel bebte die Menge. Plötzlich öffnete sich die Tür und man hörte die angsterfüllte Frage:

— Wer ist da? Was wollt ihr?

Das ist der junge Herr.... das ist Lolo...

— Was wollt ihr?

Choma löste sich von der Menge los.

— Aha! Das bist du? Dich brauchen wir gerade. Komm her!—und er stieß einen schweren Fluch hervor.

Lolos kleine einsame Gestalt auf dem Hintergrunde der grauen Mauer wich zurück.

— Komm nicht heran. Ich werde schießen.

Und sofort blitzte am Hause wie ein Streichholz das Feuer auf, etwas trockenes knisterte und -spaltete die Nacht mit schwerem Dröhnen.

Die Menge erstarrte und wich zurück. Einen Augenblick lang pochte es bange in jeder Brust. Doch Choma flößte der Menge sofort neuen Mut ein.

— Ho-ho! Er schießt noch! Schiagt ihn tot! Nieder mit ihm!...

Diese Worte sengten die Körper, wie Peitschenhiebe, sie spornten die Füße an und jagten unaufhaltsam vorwärts, in der Bewegung der Körper, im Atmen der Brust, im Andrang der Kraft, die plötzlich aus dem Schlafe erwacht war, wie der Fluß unter der Eisdecke erwacht.

Der dunkle Flur stöhnte vom Trampeln der Füße, die Treppe erbebte unter dem Gewichte des schweren, zu einer Masse verschmelzten Körpers.

Wo war Lolo? Niemand wußte es. Ist er hier, oder ist er vielleicht entflohen, schlägt man ihn, oder bemüht man sich ihn nur zu fangen. Ein Körper wälzte sich auf den anderen und fühlte von hinten schweres Atmen, das ihn vorwärts trieb. Vor der Tür staute sich die Menge, und von unten drängte man immer vorwärts. Die Tür war verschlossen. Choma stemmte sich mit der Schulter dagegen und im dichten Dunkel, wo man das Gesicht seines Nachbarn nicht sehen konnte, hörte man das dunkle Poltern der Schultern gegen die Tür, das Knarren der trockenen Bretter. Plötzlich gab die Tür nach und etwas wehte der Menge entgegen, wie

aus einem Abgrund. Die Menschen wankten nach vorne, in die gähnende schwarze Leere.

— Wartet, halt! — rief Choma.

Eine Minute verging.

Und ein Wunder geschah, ein kurzer Traum, der alle blendete. Elektrisches Licht übergieß plötzlich das große Gemach, als wehte ein silberner Flügel, und spiegelte sich im Fußboden, in einer Reihe großer Spiegel, im Golde der Rahmen ab. Weiße Musselinvorhänge gaukelten leicht, sie flatterten an den Fenstern, wie Wolken am Frühlingshimmel, grüne Bäume neigten sich über die Seide der Möbel, Etagere mit Nippsachen strahlten, wie Kirchenaltare, und das dreifüßige Klavier sperrte wie ein schwarzes Märchenungetüm seinen breiten Rachen auf und fletschte die großen weißen Zähne. Diese Veränderung war so plötzlich, daß die erregte Menge erstarrte, und die Gesichter der Menschen füllten alle Spiegel, so daß die Rahmen sie kaum fassen konnten.

Doch Choma verwischte das Bild mit einem Schlage.

Er packte eine Stange, holte aus und ließ sie aufs Klavier herniedersausen. A-a-äh!...

Das dreifüßige Tier krachte und stieß eine wilde Gamme der Saiten, von klagenden bis zu drohenden hervor, die sich bis zur Decke emporschwang. Die hohen Zimmer fingen dies Gebrüll auf, so daß es im ganzen Hause widerhallte. Die Menschen erwachten aus dem Traume, lebten auf, rührten sich. Eine Welle wälzte sich aus der Tür ins Zimmer hinein und schlug gegen die Wände. Da fielen plötzlich Stöcke auf die stillen Gewässer der Spiegel und mit Geklirr fielen die Splitter der Gesichter, die sich dort widerspiegelten, zu Boden.

Das Haus wurde von immer neuen Menschen angefüllt. Vom Licht geblendet, vom Klirren des zerbrochenen Glases betäubt, zwängten sie sich aus dem Flur hinein, wie Wespen aus einem Nest, und fielen blindlings über alles her, was ihnen unter die Hände kam. Eine Raserei hatte sich aller bemächtigt.

Zerschlage alles!

Und sie stürzten sich auf alles. Sie packten die Stühle an den Füßen und bemühten sich sie zu zerreißen, wenn es aber nicht gelang, schlugen sie damit gegen die Diele oder setzten ihnen mit der Brust zu, wie lebendigen Wesen. Schweigend, mit aufeinander gepreßten Zähnen. Die Stöcke fegten in einem Scherbenregen das Glas von den Etagern, die Glasscheiben regneten in Scherben unter den Hämmern von den Fenstern, wie die Blüten von den Bäumen. Der Rausch wurde immer toller. Man wollte nur das Klirren, Poltern, Krachen, das Todesröcheln eines jeden Gegenstandes hören, der ebenso qualvoll verendete, wie ein lebendiges Wesen.

Lolo war vergessen.

Choma konnte jedoch mit dem Klavier nicht fertig werden. Seine schwarzen glänzenden Seiten spalteten sich und brachen nach jedem Schwunge der Stange zusammen, doch hielt es sich noch immer auf den Beinen und heulte nur wild, wie ein verblutendes Tier.

Der aufgeschauchte Staub, der bisher still in den Möbeln geruht hatte, rauchte und wirbelte jetzt in der Luft, und ließ das Licht gelb und trübe erscheinen. Alles verschmolz in Raserei. Jeder trank sie aus den Augen der anderen, aus dem tödlichen Entsetzen der verkrüppelten Möbel, dem Kreischen des Glases und des Metalles, dem Stöhnen der Saiten. Alle diese abgebrochenen Füße, die verbogenen Lehnen, die Scherben unter den Füßen, die Papierfetzen, die Trümmer des Ruins — erweckten ein noch heißeres Verlangen zu zerstören, zu zerbrechen, zu zertrümmern und die Füße zerstampften bewußtlos das bereits Vernichtete, und die Hände suchten nach etwas Neuem.

Andrij brach mit einer Hand die Zweige der Zimmergewächse, verschüttete die Erde aus den Blumentöpfen. Aha! Du wächst! Und er berauschte sich am Knistern der Scherben unter seinen Füßen.

Mit verzerrtem Munde, ganz naß, schweißbedeckt, schrie Choma:

— Los, Kinder! Unser Tag ist gekommen!

Panas Kandsjuba spannte alle seine Kräfte an, um einen großen Schrank emporzuheben, doch er hatte seine Kräfte nicht berechnet. Der Schrank stürzte auf ihn, erstickte ihn. Er wand sich darunter, ächzte, schleppte ihn zum Fenster. Andere kamen ihm zu Hilfe. Der Schrank legte sich aufs Fenster, hob die Füße und den weißen Unterteil, schwankte und verschwand. Panas bog sich zum Fenster hinaus, um zu hören, wie er mit der Brust gegen den Boden prallen wird.

Im Hofe, im undurchdringlichen Nebel wimmelten die Menschen, wie Raupen.

— Weshalb steht ihr herum? Kommt helfen. Jetzt haben wir Freiheit.

Im Zimmer schwirrte es von neuen Menschen, die sich nur mit Mühe durch die Trümmerhaufen hindurchzwängten. Die Menschen zerstreuten sich überall, im ganzen Hause und füllten jedes Zimmer mit Lärm. Keile und Hämmer dröhnten, wie in einer großen Schmiede, die Möbel und Türen krachten, überall knirschte das Eisen, und das Glas klirrte und klirrte unaufhörlich und hagelte zu Boden, wie Birnen vom Baume bei einem Gewitter.

Das ganze Haus bebte vom Geschrei; es schrie Zeter in die klaffenden Löcher der Fenster, zum schwarzen Nebel, der es umgab.

Wäscheschränke wurden geöffnet und feine Hemden wurden herausgeworfen, die so wunderbar leicht, wie Daunenflocken waren, Leinwandstücke wurden pfeifend zerrissen, Spitzen flogen wie Spinnewebe umher.

Der Frau des Schmiedes brannten die Augen, sie wiegte ihre dicken Hüften, wühlte in den Wäschehaufen und schrie in einem fort:

— Zerreißt nicht alles! Laßt mir auch was!...

Und sie riß von den zerbrochenen Möbeln gelbe und rote glänzende Seide herunter.

Panas Kandsjuba lief wie verrückt in den Zimmern umher. Am Busen steckte ihm ein feines Frauenhemd ohne Ärmel, und die Hände hielten vorsichtig einen Kasten mit altem verrostetem Eisen und preßten ihn an

die Brust. Er wußte selbst nicht, wohin er damit wollte. Oleksa Besik strahlte. Er hatte eine Büchse mit Konfitur von der Plünderung gerettet und drückte sie ans Herz, wie ein Kind.

Die Zimmer waren schon abgerissen, zertrümmert, mit Staub, wie mit Rauch angefüllt, der die Hände durch die Fenster in die Nacht ausstreckte. An den Fenstern schaukelten im Winde die zerrissenen weißen Gardinen, wie gebrochene Flügel. Nur die Lampen und die Kronleuchter waren unbeschädigt geblieben und über-gossen die Trümmer mit unverschämtem, unerträglich hellem Licht.

Die schmutzigen Menschen, die in Fetzen gerissen schienen, blieben stehen und schauten sich um, in der Suche nach Gegenständen, die sie noch vernichten könnten. Aber sie fanden nichts. An den kahlen Wänden hauchten die heruntergerissenen Tapeten ihren letzten Atem aus.

In einer Ecke zertrümmerte Choma sorgfältig einen einfachen Küchenschemel, der schmutzig, mit Spülicht begossen und halb verfault war.

Andrij berührte Chomas Schulter.

— Nun, und die Fabrik?

Choma wandte ihm seinen starren Blick zu.

— Wenn schon zerschlagen, dann soll man alles zerschlagen.

Und er machte sich wieder über den Küchenschemel her.

— Genug, so laßt das doch, — schrie Andrij, — es ist Zeit alles niederzubrennen.

Choma kam zur Besinnung. Niederbrennen? Seine Augen wurden für einen Augenblick starr und in ihnen leuchtete der Widerschein eines fernen Brandes auf.

— Niederbrennen? Wohlan!

Sie legten Bruchstücke der Möbel, abgebrochene Füße der Tische und Stühle, Papierwische in Haufen unter der Treppe zusammen und steckten das alles in Brand.

— raus aus dem Hause, es brennt! — schrie Andrij.

Die Menschen huschten, wie Mäuse, aus den Zimmern und sprangen die Treppe hinunter.

Andrij nahm eine Kerze aus dem Kronleuchter und steckte die Fenstervorhänge in Brand. Freudig züngelte das Feuer an den Spitzen empor und die schwarzen Löcher der Fenster wurden noch tiefer in den roten beweglichen Rahmen. Zwei Schatten, die Andrijs Gestalt von sich warf, huschten zum letzten Mal über die Wände und verschwanden mit ihm zusammen.

Andrij suchte Choma.

— Jetzt kommt die Branntweinbrennerei an die Reihe. Hört Ihr's, Choma? Die Branntweinbrennerei, sag ich.

Die beiden liefen zuletzt aus dem Hause heraus.

Die Nacht war finster, sie schien noch schwärzer nach dem grellen Licht. Doch unten bewegte sie sich, sie lebte, rührte sich und Wellen der schwarzen Menschenmenge, der unsichtbare Zufluß der Körper wallte in ihr.

Nur die Branntweinbrennerei erglänzte mit ihrer erleuchteten Fensterreihe und zitterte von der Bewegung der Maschinen, als poche in banger Erwartung ein Herz in der großen steinernen Brust.

Die Arbeiter hatten ihre Arbeit aufgegeben und ihre schwarzen Silhouetten hoben sich von den Wänden und Türen hervor. Das Licht, das aus den Fenstern drang, schimmerte in den Pfützen, wie Perlen einer goldenen Halskette.

Die Menschenmenge und die Fabrik standen einander gegenüber, als würden sie ihre Kräfte messen, als würden sie noch entscheiden, wer da siegen werde.

Zwischen ihnen tauchte plötzlich Chomas schwerfällige, zottige Gestalt auf.

— Worauf wartet ihr? Brennt sie nieder!

Aus den Fenstern des Herrenhauses strömte Rauch. Die biegsamen lustigen Flammenzungen krochen die Vorhänge empor und beleckten schon die Fensterrahmen von außen.

Die formlose Menschenmenge erzitterte im Dunkeln und drängte gegen die Fabrik vor. Andrij lief allen

voran. In der Linken hielt er eine Eisenstange, die fingerlose Rechte war hoch über seinem Kopfe erhoben, als wenn sie jemandem drohen würde.

Da ist die Maschinenabteilung. Warm, ganz mit gewundenen eisernen Röhren, Rädern, Maschinen angefüllt, wie das Innere eines Bauches, — zitterte sie wie im Fieber; blitzartig schimmerte der breite Treibriemen. Einen Augenblick lang spürten Andrij's Nüstern den bekannten Geruch des Öles, des Dampfes, der trockenen Glut der Feuerung, — und vor seinen Augen erstand sein Arbeiterleben, seine Verkrüppelung. Da begegneten sie sich wieder — die Maschine und ihr Opfer. Andrij fühlte an seiner Hand die abgeschnittenen Finger und Wut umnebelte sein Gehirn. Er stürzte sich auf den Treibriemen und schlug ihn herunter. Der Treibriemen schaukelte in der Luft und fiel pfeifend mit träger Bewegung zu Boden, wie eine tote Schlange. Die Maschinenabteilung erzitterte zum letzten Male und stand still; das Schwungrad begann sich in solch rasendem Tempo zu drehen, daß es die Maschine mit sich zu reißen schien. Die kraftvolle Dampfmaschine atmete warm und schwer. Ihre glänzenden schwarzen Seiten reizten Andrij. Er wollte dies satte dicke Vieh schlagen, wollte hören, wie es aufstöhnen, aufschreien, verenden, seinen letzten Atem aushauchen wird. Er schlug das Manometer herunter und hieb mit der Stange auf die Seite ein. Dann ließ er Dampf in die Sirene und als die Dampfmaschine denselben Schrei ausstieß, der Andrij fast sein ganzes Leben lang geweckt hatte, einen Schrei, der in der Nähe scharf und glänzend, wie eine Ahle, erschien, da raubte ihm die Wut den Verstand, das Bewußtsein, alle seine Sinne. Er schlug die Maschine aus Leibeskräften, half der Rechten mit der Linken nach, drehte die Köpfe der Schraubmuttern ab, und zerbrach alles, was sich zerbrechen ließ. Er hatte sogar von der Gefahr vergessen. Er sah nicht, was um ihn her vorging, sah nichts von alledem Bauernröcken, den gelben Schafpelzen, den mit Schweiß zusammengeklebten Bärten und Haaren, den brennenden Augen, den halbwahnsinnigen verwun-

deten Händen, er hörte nichts von dem aneinanderklingenden Eisen, von der Höllenschmiede, die alles zu Nichts umschmieden wollte, die fieberhaft tätig war, wie ein unermüdlicher Zerstörungsgeist, und die hohen Wände der Fabrik mit dem Widerhall von tausend Tönen anfüllte.

Choma war überall. Er schien die menschliche Sprache vergessen zu haben und spie nur immer, wie Schlacke, die vom Brennen seiner Seele entstand, — die Worte:
— Schlagen! Niederbrennen!

Wo sein vom Pfluge des Lebens tief aufgepflügtes Altweibergesicht erschien, wohin nur der herrische und unerbittliche Blick seiner grünen Augen fiel, dort spannte der Zerstörungsgeist seine Sehnen an und verlieh den Menschen übermenschliche Kraft.

Choma fühlte keine Ermüdung. Wie eiserne Zangen drehten seine Hände die Kupferröhren und je fester sie waren, desto mehr entflammten sie in ihm das Verlangen zu siegen. Seine abgerissenen, verwundeten Hände waren längst mit Blut überströmt, doch er merkte es nicht mal. Er wußte nur, daß er alles zerschlagen und niederbrennen muß.

Endlich! Die Deckel fielen klirrend von den Zisternen herunter, das Feuer berührte den Spiritus und eine leichte blaue Wolke erzitterte darüber. Aus der ganzen Fabrik kam man zusammengelaufen um zuzuschauen. Die bläuliche Flamme, die so leicht und unschuldig war, daß sie scheinbar nicht sengen konnte, schlängelte sich weich, sie schwebte über dem Spiritus und nur selten wallte eine Woge mit rotem Feuerkamm auf.

Unzufriedenes Gemurmel wurde in der Menge laut.

Das war doch Spiritus, der da brannte! Nichts anderes, als Spiritus. Das war ärgerlich. Bei dem bloßen Gedanken verspürte man ein Brennen im Halse, wohlthuende Wärme in der Brust. Warum hatte man den Spiritus in Brand gesetzt, ohne ihn sogar gekostet zu haben! Jetzt hatte weder der junge Herr noch die Leute etwas davon. Das Feuer frißt alles auf.

Oleksa Besik war dem Weinen nahe. Wird denn das alles verloren gehen?

Er wollte retten. Ihm fiel ein, ob man nicht von unten schöpfen könne. Es brannte doch nur oben. Er fand eine kleine Schöpfkelle, zwängte sich durch die Menge.

— Wohin willst du?

Man wollte ihn aufhalten.

Doch Besik nahm schon einen Anlauf und steckte die Hand direkt ins Feuer.

Die blaue Flamme schwankte leise, plätscherte an die schwarzen Ränder der Zisterne und fiel in mehreren Flammenknäulen zu Boden.

— Au, Brüder, das brennt! — schrie Oleksa.

Sein Ärmel brannte.

Das war zwar ein mißlungener Versuch, jedoch die Sache schien möglich. Das Feuer war nur von oben; unten war reiner guter Spiritus, man muß ihn nur herausholen.

Erregung erfaßte die Menge.

O, weh, welch ein Schatz geht da verloren... So viel Schnaps...

Der Mund wurde trocken, die Seele lechzte nach einem Tropfen, man wollte nur einen Schluck machen, nur die Lippen benetzen, die trocken vor Durst waren. Das Geschirr zerschlagen? Es von der Seite durchbrechen? Der Spiritusgeruch kitzelte die Nüstern, der Hals schluckte spasmodisch den Speichel.

Gierig brennende Augen betasteten die Seiten der Zisterne, bereit, das ganze volle Gefäß, das feste, unzugängliche, mit Feuer bedeckte Gefäß zu leeren. Die Menge verstummte sogar vor wahnsinnigem Durst, in einem gemeinsamen Begehren, in einem Gedanken zusammengesmolzen. Und vor ihren Blicken flammten immer höher und voller die Kelche, die voll Flammen waren, wie Opfer einem unbekanntem Gotte.

Plötzlich hörte man von hinten schreien:

— Geht auseinander! Gebt den Weg frei!

Man hatte noch kaum Zeit auseinanderzutreten, als etwas Nasses, mit flüssigem Schmutze Bedecktes durch

die Menge flog, alle bespritzte und direkt ins Feuer stürzte. Für einen Augenblick huschte vor den Augen eine schwarze Gestalt vorbei, eine erhobene Hand — und die Hand hielt den Menschen einen rauchenden Kübel mit Feuer entgegen, der einem eben aus der Brust gerissenen Herzen glich.

— Trinkt!

Aber wie sollte man trinken?

— Gieße Wasser hinein! Holt Wasser...

Jemand brachte Wasser und plantschte damit in den Kübel.

Die Flammen legten sich, duckten sich, atmeten zum letzten Male und erstarben.

— Hurra! Schnaps!

Zitternde, gierige Hände streckten sich aus, von einem unbezwinglichen Verlangen beseelt, ihn so schnell wie möglich zu erreichen, zu fassen und den warmen eckligen Trank fremden Lippen zu entreißen.

— Gib! Gib her! Laßt mir auch was! Hört auf, ihr habt genug getrunken, gebt uns...

Diejenigen, die näher an der Tür standen, hatten keine Hoffnung, Branntwein zu erlangen. Sie mußten sich ihn selbst holen. Sie liefen in den Hof hinaus, sprangen in die Pfützen, so wie sie waren, in ihrer Kleidung, und wälzten sich dort in einem fieberhaften Wahne, um ihre Kleider zu durchnässen und sich dann furchtlos in die Flammen zu stürzen.

Aus dem dichten Herbstnebel stürmten sie unaufhörlich in die Branntweinbrennerei und warfen sich ins Feuer, wie Nachtfalter ins Lampenlicht, wilde, vertierte Gestalten, naß, mit einer Kruste flüssigen Schlammes bedeckt, unter der nur die Augen funkelten.

Die blauen Flammen entfalteteten sich immer mehr und blühten schon rot auf ihren Gipfeln, wie Wolken bei Sonnenuntergang. Auf den Gesichtern lagerten sich tote blaue Schatten. Zwischen den Schatten von zerbrochenen Röhren und Maschinen, die entsetzt über die Wände huschten, sprangen schwarze schmutzbedeckte Menschen in wildem Tanz und schöpften Feuer aus flammenden Kelchen.

— Wer will noch? Trinkt!

Das Haus, in dem Lolo gewohnt hatte, war schon fast niedergebrannt. Balken stürzten in den Abgrund der Öffnungen und zerstoben in Garben knisternder Funken. Die Fabrik brannte gleichmäßig, ganz mit Flammen getränkt, mit Flammen verblutend, wie eine klaffende Wunde.

Die breiten Fittiche der Herbstwolken glühten still darüber, ausgebreitet im Abgrund der Nacht.

* * *

Am nächsten Tage war es überall still. Die Menschen gingen matt, träge, wie verheert umher. Anstatt der Fabrik ragte auf dem Hügel ein schwarzer verrauchter Schornstein; er zog unwillkürlich alle Blicke auf sich und es war merkwürdig, daß das Auge nicht, wie es bisher war, auf Mauern stieß, sondern weit, in die Leere der Felder, der gelblichen Hügel schweifen konnte.

Andrij ging die Ruinen besichtigen. Auf der Brandstätte, die noch rauchte, fanden sich Neugierige ein. Weißer Rauch stieg träge über den eingestürzten Wänden empor, wie Dampf aus den Nüstern der Tiere bei frostigem Wetter. In den breiten Fensterlöchern schimmerten weiß die Kachelöfen, wie Zähne in den Kiefern eines Totenkopfes. Haufen barfußiger Kinder wühlten in der warmen Erde herum, fanden verschiedene Bruchstücke und kleine halbverbrannte Gegenstände. Sie stritten und rauffen sich, wie die Spatzen.

Andrij trat in die Fabrik ein. Im matten Licht des trüben Tages, das durch die Fensteröffnungen und die Decke hineinströmte, schien alles fremd, sonderbar, ganz anders, als es gestern war. Gestern waren hier Maschinen, warme, lebendige, mächtige Apparate, die sich wehrten und Widerstand leisteten, wenn man sie schlug. Heute lagen sie da, — zerschlagen, entleert, um doppelte verkürzt, mit durchgeschlagenen Seiten, rostbraun und abgeschabt. Die kupfernen Röhren streckten machtlos ihre verbogenen Enden aus, plattgedrückt und

mürbe, wie zerstampfte Eingeweide, und roter Rost von dem Feuer trat wie blutiger Schweiß auf ihnen hervor.

Andrij staunte. Hatte er wirklich die Kraft besessen, dem Eisen mit einer Hand solche tiefe Wunden zuzufügen? Er ließ seine Blicke von seinen Händen zu den Maschinen wandern und zuckte nur die Achseln. War es wirklich er gewesen? Er fühlte schon keine Wut, wie bishèr, sie war über Nacht entschwunden. Ihm taten sogar die Maschinen leid, die er so lange gepflegt hatte, wie die Wärterin ein Kind.

Andrij seufzte leise und hörte sofort, daß etwas sich neben ihm bewegte.

Panas Kandsjuba stand zwischen den Trümmern, schwerfällig und grau, wie ein Haufen altgebrannter Ziegelsteine.

— Alles haben wir zerstört, — ließ sich Andrij vernehmen.

— Haben denn wir das getan?

Andrij wunderte sich.

— Nicht wir? Wer denn sonst?

In Kandsjubas Augen spiegelte sich solche Gewißheit und solches Entsetzen, daß Andrij ein kalter Schauer überlief.

— Niemand sonst, nur der Teufel allein!

Fuhren kamen vor die Branntweinbrennerei gefahren und kehrten mit Eisen, Ziegelsteinen, halbverkohlten Balken zurück.

-- Wir müssen alles auseinander nehmen, es der Erde gleich machen, — sagten die Leute zu einander, doch blickten sie sich schon unsicher um und im Schwunge der Peitschen über dem Rücken der Pferde und dem eiligen Rattern der Räder fühlte man Unruhe.

Gegen Abend verbreitete sich im Dorfe das Gerücht, es kämen die Kosaken. Niemand wußte recht, wer diese Nachricht gebracht hatte, woher sie stammte. Man erzählte nur, daß Haussuchungen bevorstehen und daß man diejenigen, bei denen man etwas finden werde, unvermeidlich erschießen werde.

Anscheinend hatte das der junge Herr Lolo bewerkstelligt. Sie hatten ihn lebendig entkommen lassen, und nun stürzte er die Menschen ins Unglück. Man hätte ihn gleich erschlagen sollen und erst dann alles niederbrennen. Aber es war schon zu spät. Jetzt wußten sie sich keinen Rat.

Was tun? Wie sich retten?

Das Unglück war so unerwartet herangeschlichen und war so plötzlich über sie hereingebrochen, daß niemand es wagte, auch nur daran zu denken, wie man ihm vorbeugen könnte. Die Nachricht wurde als etwas bereits Erwartetes angenommen, als etwas Unausbleibliches, wie der Tod nach einer Krankheit.

Manche hofften auf eine Rettung. Sie warfen heimlich das geraubte Eisen in den Teich oder vergruben in die Erde das, was ihnen von den herrschaftlichen Schätzen noch geblieben war. Doch würde das etwa helfen? Würden denn, wenn es schon dazu kam, die anderen sie nicht angeben?

Jedoch die Nacht verging ruhig und der darauf angebrochene klare, kalte Tag beruhigte völlig das Dorf.

Scheinbar hat das alles jemand ausgedacht. Wofür sollte man sie denn bestrafen, wenn ringsumher ganz dasselbe vorging. Überall wurden die Herrengüter niedergebrannt und zerstört, denn jetzt gab es halt so ein Recht.

Es war schon nach Mittag, doch im Dorfe war es ruhig.

Prokip wirtschaftete auf dem herrschaftlichen Acker, pflügte das Stoppelfeld, beendete die Winteraussaat. Die Arbeit nahm ihren Gang, — der Gutsherr kehrte nicht zurück, um das Land wieder an sich zu reißen, und der junge Herr Lolo hatte auch sichtlich keine Lust, die Brandstätte wiederzusehen. Überall war es ruhig und die Gerüchte verflüchteten. Niemand schenkte ihnen mehr Glauben.

Auch die zweite Nacht verging. Diejenigen, die das geraubte Gut in den Teich geworfen hatten, bereuten es jetzt.

Die Neuigkeit traf sie, wie der Blitz aus heiterem Himmel. Jetzt war es schon ganz bestimmt. Oleksa Besik fuhr nach dem benachbarten Flecken, doch kehrte er auf halbem Wege um. Ins Dorf Terniwka waren Truppen gekommen. Sie hatten die Leute zusammengetrieben, einige erschossen, noch andere totgeschlagen und etliche in die Stadt abführen lassen. Sie machen Haussuchungen, fesseln und schlagen die Bauern.

— Jetzt können auch wir sie erwarten. Nun ist's unvermeidlich.

Nun ist's unvermeidlich. Das stand klar.

Panas Kandsjuba kratzte sich lange und beharrlich hinter dem Ohr.

— Also man wird uns auch erschießen?

Seine angsterfüllten, verständnislosen Augen suchten vergeblich nach Hilfe.

Oleksa Besik schien nichts zu wissen. Er zuckte die Achseln.

— Ich habe nicht angezündet, mir kann nichts geschehen.

— Warst du denn nicht mit uns?

— Ich? Behüte Gott. Ich saß zu Hause.

— Nanu! Ich habe dich doch mit meinen eigenen Augen gesehen.

— Wen? Mich? Soll der erblinden, der mich gesehen hat. Er hat selbst alles in Brand gesetzt und schiebt jetzt die Schuld auf andere.

— Ich hab's in Brand gesteckt? Kannst du es beweisen?

— Freilich werd' ich es beweisen.

Es gab keine Schuldigen. Die einen wälzten die Schuld auf die anderen, diese — wieder auf andere. Es kam so heraus, daß alle zu Hause waren, und wenn auch jemand zur Fabrik gelaufen war, so doch nur um zuzusehen. Diejenigen, denen es aber nicht gelang, sich zu rechtfertigen, beschuldigten alle miteinander. Das Dorf sei schuld, das Dorf müsse auch Rede stehen. Doch das Dorf wollte es nicht. Vorwürfe und Streitigkeiten erweckten alte Feindschaft, vergessene Beleidigungen und

Sünden kamen wieder an die Oberfläche. Die Ruhigeren beschwichtigten die anderen. Seid still. Euch wird nichts geschehen. Jetzt ist unsere Macht und unser Recht.

Mittags hörte man von vorbeifahrenden Leuten die Nachricht über Ossjaki. Dort steckten die Kosaken das ganze Dorf in Brand, denn die Leute wollten die Schuldigen nicht angeben. Das Dorf brennt.

Da begannen gegenseitige Beschuldigungen. Weshalb sollten alle zugrunde gehen? Hat es denn nicht Choma angestiftet? War es denn nicht er, der die Gemeinde zusammengerufen hatte? Choma und Andrij. Auch für das Land des Gutsbesitzers werden sie wohl jetzt bezahlen müssen. Solange Guschtscha nicht dagewesen war, hatte das Dorf Ruhe. Was war da zu reden? Guschtscha und Prokip haben das Volk aufgewiegelt, sie sind an allem schuld. Sie sprachen vom Volksrecht, sie sagten — das Land sei unser, und jetzt haben wir die Kosaken.

Panas Kandsjuba regte sich am meisten auf.

— Nun seht ihr's? Es ist so gekommen, wie ich sagte. Den Gutsherrn in Bastschuhe stecken... Da habt ihr's!

Gegen Abend tauchte Pidpara im Dorfe auf. Seit der Zeit, als das Manifest gekommen war, hatte ihn niemand gesehen, er war scheinbar verschwunden. Jetzt ging er, hochgewachsen, ruhig, finster, sichtlich etwas gealtert durch die Straßen. Man rührte ihn nicht an. Im Gegenteil: ihm folgten neidische Blicke.

— Solch einem geschieht nichts. Der hat still dageessen.

Man hielt ihn für schlau, vernünftig und vorsichtig.

Was war aber jetzt zu tun?

Erregung bemächtigte sich des Dorfes. Die Gerüchte wollten kein Ende nehmen. Man erzählte, daß in Ossjaki nicht nur Erwachsene, sondern auch Kinder von den Kosaken niedergeschossen wurden. Daß die noch am Leben Gebliebenen wie Garben auf eine Fuhre geladen und so ins Gefängnis transportiert wurden. Daß

durch die Ritzen der Fuhre Blut sickerte und auf den Weg tröpfelte. Daß die Frauen so laut jammerten, daß ihr Jammergehul auf der fernen Landstraße zu hören war. Daß Vieh und Getreide im Feuer zugrunde ging. Die Angst malte ihnen immer schrecklichere Bilder. Die Leute konnten es vor Unruhe nicht länger in ihren Häusern aushalten. Was sollte man machen? Wie konnte man sich retten? Wer wußte das? Das Unglück war unausbleiblich. Jeder sah nur Feuer, Blut und Zerstörung. Die Kinder hielten auf der Landstraße hinter dem Dorfe Wache; der geringste Lärm erweckte Entsetzen.

Freilich, hatten so ein Choma oder Andrij nichts zu befürchten. Was konnte man ihnen nehmen? Sie hatten weder Haus, noch Hof. Die Bettler, die Habenichtse, -- die hatten nur das Unheil heraufbeschworen und hielten sich nun versteckt. Heute steckten sie die Branntweimbrennerei in Brand, und morgen können sie jemandem das Getreide anzünden. Nicht umsonst sagt Pidpara: von einem Brandstifter darf man nichts Gutes erwarten.

Oleksa Besik riet, dem Gutsbesitzer das Land zurückzuerstatten. Dann wäre die Schuld doch geringer.

— Nun, und die Branntweimbrennerei?

Die war freilich nicht wieder aufzubauen. Die schwarzen Ruinen wirkten bedrückend, wie ein schlechtes Gewissen.

Die einen fragten, ob es nicht besser wäre, den Truppen mit Brot und Salz entgegenzugehen, ihnen zu Füßen zu fallen, sich zu ergeben.

Andere rieten zu kämpfen, die Kosaken nicht ins Dorf zu lassen.

Aber das alles war nicht das Richtige.

Nur Pidpara allein ging ruhig unter den Leuten umher und horchte, und seine tiefliegenden, finsternen Augen verbargen etwas im Schatten der Augenbrauen.

Allen schien es, als wisse Pidpara etwas.

Doch Pidpara schwieg.

* * *

Es war schwer zu sagen, wessen Gedanke es war, wer ihn zuerst ausgesprochen hatte. Vielleicht hatte ihn

Pidpara durch seinen finsternen Blick aufkeimen lassen, vielleicht war er auch selbst entstanden und hatte sich tief auf dem Herzensgrund festgesetzt, wie ein Stein, den man ins Wasser wirft. Es genügt zu sagen, daß die Menschen ihn schweigend empfangen, als letzte Hoffnung, als einzige Rettung. Sollen lieber einige Menschen unkommen, als das ganze Dorf. Unter den Leuten herrschte ein schweres, geheimes Übereinkommen. Für einen Augenblick taten sich die geheimen Falten des Herzens auf, ließen etwas durch und schlossen sich wieder. Und drinnen wuchs etwas, wie der Same im Schoße des Weibes, es reifte und warf einen Schatten auf die verschlossenen Gesichter.

In der herbstlichen Stille, die das Dorf belagerte, spürte man den unheilverkündenden Atem eines Unglücks; etwas Unerbittliches, Unvermeidliches, Grausames forderte seine Opfer.

Bei Pidpara brannte ein Lämpchen unter den Heiligenbildern. Feiertägliche Stimmung strömte den Göttern aus und legte sich auf Pidparas Gesicht. Er sprach langsam, schwerfällig, als zähle er Geld und vor den Leuten stand wieder der frühere Pidpara. Die Leute stauten sich in der Stube und im Flur. Man war zu ihm gekommen, man brauchte ihn wieder. Während anderen die Furcht den Verstand geraubt, die Augen geblendet hatte, fürchtete Pidpara nichts. Er war wie ein Fels in zwischen tobender Wellen, die die Hoffnung hegten auf ihm ihren Lauf anzuhalten und Gleichgewicht zu finden. Er wußte, was er riet.

Panas Kandsjuba nickte zustimmend mit dem Kopfe. Ja, ja. Sollen die Soldaten kommen, wenn alles schon erledigt ist. Es gibt keine Schuldigen mehr. Die Gemeinde selbst hat sie bestraft. Da wird kein Grund mehr vorliegen, alle zu bestrafen. Nicht das Dorf hat gemeuert, sondern nur die Rädelsführer. Wären sie nicht da gewesen, da wäre alles ruhig. Wer hat den Streik organisiert? Sie waren es. Wer hat dem Gutsbesitzer das Gut weggenommen? Sie. Wer hat die Fabrik niedergebrannt? Wiederum sie. Sollen etwa alle ihretwegen

zugrunde gehen? Ihr Haus, — doch wer spricht schon vom Hause, — vielleicht gar ihr Leben verlieren?

Er geriet in Eifer.

Pidpara zog die Augenbrauen zusammen.

— Jetzt nimmt er das, was dem Gutsherr gehört, doch wartet ein bißchen — er wird bald auch das nehmen, was euch gehört. Du hast eine Deßjatine zu viel, — wird er sagen, — gib sie her. Der andere hat vielleicht irgend ein Hundert Rubel zusammengespart — her mit dem Gelde. So werden sie bei mir, bei dir Maxim, und nachher auch bei den Armen alles wegnehmen. Die werden uns nie ruhig leben lassen.

Gawrilo, Pidparas Schwiegervater, fuhr sich mit der gelben knochigen Hand durch den grauen Bart.

— Was ist da viel zu reden! Niederschießen und fertig.

Das grausame Wort, das zum erstenmal gefallen war, klirrte in der Stille wie ein Messer.

Das Zimmer erstarrte in schwerem Schweigen. Im Schweigen des Übereinkommens, das die Lippen zusammenpreßte, wurde von der Angst die Niederträchtigkeit geboren.

Wenn man nur dafür nicht bestraft würde?

Da zog der rothaarige Maxim, der Dorfschulze, sein Amtszeichen aus der Tasche und heftete es an die Brust.

— Ich trage die Verantwortung. Hier ist das Papier. Ein Befehl, alle Aufwiegler zu vernichten. Dafür wird uns nichts geschehen.

Mit der einen Hand schlug er sich auf die Tasche, mit der anderen rückte er sein Amtszeichen zurecht.

Alles glänzte an ihm: das rote Haar, die zahlreichen Sommersprossen, das mit einem Ziegel geputzte kupferne Amtszeichen.

Wenn das so war, weshalb brauchte man da zu warten? Ruft die Gemeinde zusammen. Soll sie entscheiden.

* * *

Die kahle Erde lag, von den Flügeln des Windes gepeitscht, hoffnungslos grau unter dem bleiernen

Himmel. Mit seinen Reihen ärmlicher, schäbiger und unfreundlicher Hütten, blickte das Dorf seine Wirte an, die sich ungern am Schulzenamt versammelten. Sie gingen träge, die grauen und schweren Gestalten; sie glichen Klumpen der unfruchtbaren Erde, die sie erzeugt hatte. Sie trugen ihre Waffen mit sich, uralte Flinten, die mit Schnüren zusammengebunden waren, schwere verrostete Beilrücken, Knüppel und Stangen. Sie alle trieb die Furcht und die Gewohnheit, der Obrigkeit zu gehorchen. Alle Personen „männlichen Geschlechtes“ wurden zur Dorfversammlung einberufen, diejenigen, die nicht erscheinen würden, wartete der Tod. Weinend begleiteten die Frauen ihre Männer, als sei es das letzte Geleit. Wer weiß, was es geben würde?

Malanka ließ Andrij nicht gehen.

— Gehe nicht, damit, behüte Gott, dort noch nicht was passiert.

Andrij hörte nicht auf sie.

— Ich habe ein Abzeichen vom „gnädigen Herrn“, ich habe vor den unsrigen keine Angst.

— Prahle, prahle Andrij, mit deiner verstümmelten Hand, wer braucht sie jetzt, — zischte Malanka, jedoch auch sie ging ihm nach.

Wieder war der Dorfplatz ganz schwarz vor Menschen. In der Mitte standen die Männer, rundherum, bis zum Sumpfe — die Frauen.

Pidparas Worte wurden vom Stimmengewirr über-tönt. Man sah nur wie er, hochgewachsen, im Sonntagsrock, mit der Hand winkte und die dichten Brauen zusammenzog. Die Spitze der Flinte steckte an seiner Seite hervor.

— O Gott, das wird was geben! — rief Malanka angsterfüllt.

— Man wird die Plünderer richten...

— Wen denn eigentlich?

— Die Leute geben Choma Guds, Gurtschin Sawa an... Paßt auf, daß auch Andrij nicht was abkriegt...

— Gott sei mit Euch! — ächzte Malanka. — Mein Alter war in der Fabrik ebenso, wie der Eurige. Da mußte man die Hälfte des Dorfes richten.

Dabei schaute sie sich um: wo steckte Andrij?

Maxim Mandryka, sein Amtszeichen an der Brust, ging zwischen der Menge.

— Sind alle gekommen?

— Alle.

— Besik Oleksa ist nicht gekommen.

— Ich bin hier...

— Man muß alle einschreiben.

Kaum hatte er sich ans Schreiben gemacht, als Semen Mashuga auf einem Gutsperde angeritten kam. Er band das Pferd an und streckte Mandryka die Rechte aus.

— Guten Tag, Maxim, ich habe ein Anliegen an dich.

Der Schulze schaute ihn an.

— Du bist meine Hand nicht wert. Da hast du...

Und er schlug Semen ins Gesicht.

Semen war bestürzt:

— Wofür schlägst du mich? Mich hat die Gemeinde gewählt.

Mandryka hatte keine Zeit zu antworten, denn Pidpara stand bereits mit erhobener Flinte zwischen ihnen.

— Auseinander, die da hinten stehen, sofort!

Das Volk wankte zurück, wie eine Woge, und gleichzeitig ächzten die Menschen und krachte der Schuß.

In einen weißen Rauchsleier gehüllt, krümmte sich Semen und griff krampfhaft nach seiner Hüfte.

— Brüder, wofür denn?

Er schwankte und sein wahnsinniger Blick suchte die furchtbare Lösung des Rätsels auf den grauen Gesichtern, die ihn von beiden Seiten wie eine lebendige Mauer umgaben.

Dort war keine Lösung und keine Hoffnung. Da hob ihn tierische Angst auf die Beine, und er ergriff blindlings die Flucht, mit Blut überströmt, die seine Finger rot färbte und auf die Füße herunterrieselte.

Oleksa Besik holte Semen ein und schlug ihn von hinten mit einem Keil. Der hohe Körper klappte zusammen, wie ein Klappmesser, und stürzte zu Boden. Panas

Kandsjuba war schon daneben. Der hilflose, noch warme Körper, der so unterwürfig zu seinen Füßen fiel, rüttelte in ihm einen Haß wach, den er dem Lebenden gegenüber nicht gefühlt hatte. Ein unbesiegbares Verlangen erfaßte ihn, ihm Schaden zuzufügen, ihn in die Erde hineinzustampfen und zu vernichten. Er feuerte einen ziellosen Schuß auf den Toten ab und versuchte ihn mit seinem schweren Stiefel auf die Brust zu schlagen.

— Genug, der ist erledigt, — ließ sich Besik vernehmen.

Sie packten Semens Leichnam an den Füßen, schleppten ihn zum Sumpfe und warfen ihn ins Wasser.

Alles geschah so unerwartet und schnell, daß die Menschen zu Stein erstarrten. Blut war vergossen. Nur eine Minute trennte die Vergangenheit davon, was eben geschehen war, doch schien es, als sei eine Ewigkeit verstrichen, als sei alles Vorhergehende plötzlich in einen Abgrund gestürzt, als sei etwas entzwei gerissen und von Fesseln befreit.

Iwan Korotki, Deineka und noch einige Männer lösten sich, traten aus der Menge heraus und stellten sich an Pidparas Seite, zu allem bereit.

Pidpara richtete sich in seiner ganzen Größe auf.

— Ist Choma Guds hier? Komm heraus!

Die Köpfe wandten sich um und grausam erregte Blicke kreuzten sich wie Schwerter.

— Wo ist Choma Guds?

— Er ist nicht da. Ist nicht gekommen.

Eine Minute herrschte Stille, sie spannte sich, wie eine Saite. Wen jetzt? Wessen Tod wird aus diesem Munde fliegen, wird wie ein Stein auf den Scheitel fallen? Man hörte die Menge atmen.

— Prokíp Kandsjuba!

Was? Prokip Kandsjuba? Wofür denn dieser da? Ihn hatte doch die Gemeinde gewählt.

Der Schulze erklärte:

— Ich habe nach ihm geschickt. Er wird gleich hier sein.

— Gut. Und inzwischen... Andrij Wolik! Bringt ihn her.

— Wolik... Andrij... — tönte es wie ein Echo. — Hier... da ist er...

— O Gott, woran ist er denn schuld! — schrie Malanka. — Rührt ihn nicht an!

Ihre Stimme wurde von einem durchdringend scharfen, unaufhörlichen Wimmern übertönt, das dem Kreischen eines Ferkels unter dem Schlachtmesser glich, und nur zuweilen konnte man einzelne Worte dazwischen hören. Man wollte nicht glauben, daß dies eine menschliche Stimme war.

Inzwischen ging eine Bewegung durch die Menge, sie kochte und spie, wie eine kochende Speise Schaum, die dürre, zerzauste Gestalt des Krüppels aus.

— Gehe... Gehe doch... da ist er... hier. Es hilft sowieso nichts.

Man gab ihm einen Stoß und er fiel vor Maxim in die Knie, blaß, abgerissen, unbedeutend, wie eine alte Vogelscheuche mit seinem Stummel anstatt der Hand.

Auf seinen Lippen zitterte noch der Schrei.

— Erbarmt euch... Leute... ich bin unschuldig.

Er verbeugte sich, berührte die Erde mit der Stirn.

Maxim stellte ihn auf die Beine.

— Bekreuzige dich!

Andrij legte sofort gehorsam seine verstümmelte Hand an die Stirn.

— Schlagt ihn!

So fiel er auch hin. Er wurde sofort erledigt.

Und wieder schleppte man die Leiche über den blutigen Weg zum Sumpfe.

Doch ließen sie ihn sofort los. Vielstimmiges Geschrei nötigte sie innezuhalten. Die Menge schauerte zusammen von dem dumpfen Stöhnen des Entsetzens, vom Lärm der erhobenen Hände.

— Seht... dort... dort... er steht auf... er lebt noch... Samen... Samen...

Aus dem Wasser des Sumpfes tauchte wie eine In-

sel ein Rücken auf, für einen Augenblick kam eine Hand zum Vorschein, als ob sie nach Luft schnappte, dann sank sie wieder kraftlos unter.

Noch zwei-drei Bewegungen, ein Schwanken, und die lange Figur streckte sich langsam und schaukelte auf den unsicheren Füßen, wie ein Gespenst im schwarzen Netz des herabfließenden Wassers. Semens große Hände, die Krepsscheren glichen, suchten vergeblich etwas, woran sie sich festklammern könnten.

— Er wird herauskommen!... Er kommt gleich aus dem Wasser heraus!...

Diejenigen, die Andrijs Leichnam schleppten, sprangen ins Wasser und legten Semen mit einem Beilhub wieder auf seinen Platz zurück.

Wieder preßte grausames Schweigen das Herz in der Brust zusammen, wieder machte der schmerzliche Durst nach einem blutigen Wort die Minute zur Ewigkeit. Wer war jetzt an der Reihe? Wen würde jetzt der Tod rufen? Jeder neue Name gab den anderen die Möglichkeit eine kurze Minute erleichtert Atem zu schöpfen.

Doch nichts störte das gespannte Schweigen. Pidpara beriet sich im Flüstertone mit Maxim und nur weit hinter der Menge gellten Malankas klägliche Schreie und tönte das Weinen der Frauen.

Plötzlich kam wieder Leben in die Menge. Ein Atemzug entrang sich ihrer gewaltigen Brust, sie wallte wie Wasser.

— Man führt ihn! Prokip kommt!...

Prokip näherte sich ruhig und sachlich, wie immer. Ebenso ordentlich wie immer saß seine Kleidung auf ihm, ebenso gelassen waren seine Bewegungen, und es schien unglaublich, daß dieser Mensch in den Tod gehe. Gleich wird er näher kommen, wird stehenbleiben, das fettige Heft aus der Tasche holen und der Gemeinde vorlesen, wieviel er gepflügt, wieviel er gesät und was er verkauft habe. Anders kann es nicht sein.

Alle Blicke hefteten sich auf ihn, doch er kam ruhig näher.

Eine frische Blutlache war auf seinem Wege. Er zauderte einen Augenblick, als fürchte er den blutigen Weg zu betreten, sein Gesicht erblaßte, er hob die Augen. Sie blieben an den Gewehren, den Heugabeln, den Äxten hängen, an Pidpara und dem Haufen der Menschen, die schon in voller Bereitschaft dastanden. Er begriff alles.

Trotzdem grüßte er.

Pidpara winkte ihm mit den dichten Augenbrauen.

— Weshalb bist du nicht selbst gekommen? Man mußte dich noch holen lassen... Mache dich bereit. Du wirst Gott Rede stehen müssen.

— Bist du denn ein Pfaffe? Ich werde der Gemeinde Rede stehen. Sie hat mich erwählt.

— Es ist schon zu spät, Brüderchen. Gleich wirst du sterben.

— Wofür?

— Wir haben keine Zeit, mit dir zu sprechen. Du weißt es schon selber. Sage schneller, was du zu sagen hast.

— Hat es die Gemeinde so beschlossen?

— Die Gemeinde.

Prokip schaute um sich. An Pidparas Seite standen Oleksa Besik, Iwan Korotki, Alexander Deineka, Onkel Panas. Alles seine Gleichgesinnten.

— Auch ihr seid gegen mich? Was habe ich getan? Sie schwiegen.

Es gab keine Rettung.

Onkel Panas berührte seine Schulter.

— Vielleicht soll man Marie rufen?

Prokip winkte hoffnungslos mit der Hand.

— Ruft sie.

Mühsam zwängte sie sich durch die Menge—in einem neuen, rauhen Schafpelz, mit dem sie das Kind verhüllte, und fiel sogleich auf beide Knie auf die blutgetränkte Erde.

— Erbarmt Euch unserer, Herr Schulze, und ihr, ehrwürdige Gemeinde... Wenn man ihn nicht gewählt hätte, hätte er keinen Anteil daran genommen.

Sie verbeugte sich tief, zusammen mit dem Kinde, nach der einen und nach der anderen Seite.

— Genug Marie... Steh auf, — beschwichtigte sie Prokip. — Höre, Marie...

Und er verstummte für einen Augenblick. Er hatte mit einemmal alles vergessen.

— Höre Marie... also... das Pferd sollt ihr verkaufen... Wozu braucht ihr es...

— O Gott! — jammerte Marie.

— Sei still. Von dem Gelde gib Pilip zehn Rubel ab, die ich bei ihm geborgt habe... Wenn du das Getreide gedroschen hast, verkaufe es nicht, wirst eigenes Mehl haben... Meine Kleider lasse für den Sohn, wenn er aufwächst, wird er sie abtragen...

— Mach schneller! — drängte Pidpara.

— O weh! — jammerte Marie.

— Grüße die Mutter... Soll sie mir verzeihen... das ist alles. Verzeih auch du mir.

Er küßte sie dreimal, wie vor dem Empfangen des heiligen Abendmahls, er drückte die kalten Lippen auch an die Stirn des Kindes.

— Fertig? — fragte Maxim.

— Ich habe noch Gemeindegelder bei mir... auch die Schlüssel...

Er zog einen Lappen aus seinem Stiefelschaft heraus.

— Zählt es nach... Achtunddreißig Rubel zwölf Kopeken.

Dann erinnerte er sich:

— Noch zwei Kopeken.

Und er holte sie aus der Tasche zusammen mit den Schlüsseln.

Maxim nahm alles in Empfang.

— Hast du noch was?

— Erlaubt mir den Rock auszuziehen.

Er knöpfte den Rock auf und blieb in einem Hemd.

Ringsum murmelte man mitfühlend:

— Ein feiner Rock!

— Es wäre schade, wenn der mit Blut beschmiert würde.

Pidpara lud noch das Gewehr, die anderen warteten in vollr Bereitschaft.

— Halt! — hielt Panas Kandsjuba sie an, — ich mache es selbst.

Er stapste noch immer um Prokip herum.

— Halte dich, mein Sohn. Du hast bisher der Gemeindē gedient, diene ihr zum letzten Mal. Wir fürchten uns... die Kosaken kommen... nicht alle sollen die Verantwortung tragen... Gott wird es dir vergelten... Bekreuzige dich.

Prokip bekreuzigte sich.

Marie jammerte und zerrte an ihrem Schafpelz. Man schleppte sie hinweg.

— Verabschiede dich, mein Sohn...

Prokip verbeugte sich nach allen vier Seiten.

— Verzeiht mir, Leute... Vielleicht hab ich mich an wem verschuldet... Verzeiht...

— Gott wird vergeben... vergib auch uns...

Panas Kandsjuba berührte wieder die Schulter des Neffen.

— Wohin soll ich schießen?

Prokip sah ihn aus seinen bereits toten Augen an. Er dachte nach.

— Schießt in den Mund.

Weiß, wie sein Hemd, bemühte er sich den Mund zu öffnen, vermochte es aber nicht, sein Unterkiefer zitterte, hart und unbeweglich, wie aus Holz gehauen.

Panas hielt das Gewehr dicht an sein Gesicht; der Schuß fiel.

Als Antwort auf den Schuß spie das Gesicht einen Blutstrom aus und begoß Panas' Hände und Brust.

Prokip fiel auf die Knie. Pidpara erledigte ihn mit einem Schlage von hinten.

Das Volk war vom Blutgeruch, vom Todesröcheln, vom Pulverrauch berauscht. Und Guschtscha? Und Choma Guds? Und Iwan Redjka? Wie? Er war noch am Leben?

Doch weder Choma, noch Guschtscha waren zu fin-

den. Sie waren verschwunden. Pidpara schickte Leute aus, um sie zu suchen.

Diejenigen, die hinter dem Rücken anderer zu entweichen suchten, wurden ins Schulzenamt geschleppt. Von dort ließ man sie einzeln zwischen zwei Reihen heraus und erschöß sie oder erschlug sie mit Keilen. So kamen der jüngere Redjka mit seinem Bruder und Sawa Gurtschin um, letzterer nur dafür, weil er einst bei Pidparas Schwiegervater Gawrilo die Fensterscheiben zerschlagen hatte.

Die Leichen wurden, wie Hanf, in den Sumpf gewälzt und färbten das Wasser rot, und über dem Volke zog sich ein Streifen blauen Rauches, gleichsam als hätten die Hände eines Vampirs ihr Opfer gesucht.

Der kurze Tag ging zur Neige. Der Wind verwehte den Rauch, verflüchtete die letzten warmen Atemzüge der Ermordeten, vertrieb die Wolken. Aus dem schwarzen Felde flog er weiter, in die schwarze Ferne und schaukelte die Sterne, die das blutige Wasser des Sumpfes mit kleinen Goldperlen bestreuten.

* * *

Mit Mühe schleppte sich Malanka bis zu ihrer Hütte. Sie fiel im Dunkeln auf die Bank und ließ die entkräfteten Hände auf die Knie sinken. Sie war den ganzen Tag auf den Beinen, hatte den ganzen Tag Qualen und Blut aufgesaugt, und so viele Menschen im Herzen begraben, daß es von Toten überfüllt war, wie ein Kirchhof. Es war erstarrt. Es spürte weder Angst, noch Mitleid, sie selbst war merkwürdig leer, überflüssig auf der Welt und unnötig. Gut, daß es wenigstens kein Licht gab, denn ihre Augen hätten schon nichts mehr zu fassen vermocht. Sie will nichts. Bloß, daß es dunkel sei, so wie jetzt, und still.

Alles entflieht ihr, alles wendet sich von ihr ab. Sie hatte Andrij gehabt — ihr ganzes Leben lang hatte sie sich mit ihm herumgestritten, und jetzt ist auch Andrij nicht mehr da. Sie hatte die Hoffnung an die Erde ge-

beugt, doch die Erde trat ihr entgegen, feindlich und grausam, sie empörte sich und glitt ihr aus den Händen. Wie ein Trugbild hatte sie gelockt und ist wie ein Trugbild verschwunden. Sie liegt kalt da und saugt jetzt Blut...

Malanka brauchte nichts mehr. Bloß, daß es dunkel sei, und daß diese Leere ewig stumm bleibe, wie im Grabe.

Da knarrte die Tür.

— Wer ist da?

— Ich.

Sonderbar. Sie hatte ihr Leben durchgelebt und plötzlich war es in einen Abgrund gestürzt. Wenn es doch wenigstens eine Spur, eine Erinnerung hinterlassen hätte. Alles war in Finsternis gehüllt. Alles war schwarz. Selbst der heutige Tag rückte weit, weit zurück, daß er ein alter längst vergessener Traum schien. War heute etwas geschehen, oder war nichts geschehen? Nur eins sieht sie deutlich in der Finsternis: Andrijs abgeschnittene Finger. Drei gelbe Stümmel, mit Öl beschmutzt, mit daran klebendem Sand. Sie suchte — wo der vierte wohl sein mochte, — sie fand ihn nicht. Hätte sie doch besser suchen sollen!...

— Wo bist du gewesen?

Doch die Finger drehten sich vor ihren Augen wie Würmer. Die blauen Fingernägel glänzten trübe, wie ein Totenauge, die vergilbte Haut sammelte sich in Falten und dazwischen war schwarzer Arbeitsschmutz. Sie hatte sie begraben, doch hatte sie vergessen wo. Ihr Kopf begann zu schmerzen, weil sie sich nicht daran erinnern konnte.

— Wo bist du gewesen?

— Ich habe Marko gerettet.

— Ist er entlaufen?

— Er ist entlaufen.

— Und den Vater haben sie erschlagen.

Mehr gab es keine Worte. Niemand störte schon das schwarze Schweigen, das durch die Fenster in die Hütte strömte.

Die Erde schlief draußen einen schweren, kalten Schlaf und hoch über ihr flimmerten die Sterne, als ob im himmlischen Aquarium Goldfischchen spielen würden.

Beim Morgengrauen zogen die Kosaken ins Dorf...
1910.



Aus dem Ukrainischen von M. Owrutzkaja.

Technischer Redakteur—*M. Resnitschenko.*
Korrektor — *E. Rshewuzkaja.*

Papier 82×110 — $\frac{1}{32}$ 60 kg. $9\frac{1}{2}$
Druckbogen. 140000 Druckzeichen
in 1 Papierbog. 2850 Exempl.
Verlag № 11—H. 9 Polygr. Fa-
brik GUP und KP. Kiew, Roter
Platz, 2-a. Bestell. № 197.
Bevollm. d. Hauptlit № 645.
Zum Setz. überg.: 1/II—1938.
Zum Druck unterz.: 25/III—1938.

LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF TORONTO

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF TORONTO